<36637286880013

<36637286880013

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. 101 mf

Moralische Erzählungen

zur Unterhaltung

und sittlichen Bildung

der Jugend

von dem Verfasser der Erzählungen für das erste Kindesalter.

Erstes Bändchen.

Mit sechs Kupfern.

Nürnberg, 1814.
bei Gustav Philipp Jacob Bieling,
und in Commission
der Joh. Benj. Georg Fleischerschen Buchhandlung
in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Arme. - - - -	1
2.	Die Marionetten. - - -	5
3.	Die reisende Schusterfamilie. (Mit einem Kupfer.) - - -	10
4.	Der ausgepfändete Hausvater. - -	16
5.	Der gerettete Wilhelm. - - -	18
6.	Der Besuch ohne Kuchen. - -	21
7.	Die unverträglichen Geschwister. -	25
8.	Malchen. - - - - -	29
9.	Der kranke Vater. (Mit einem Kupfer.)	32
10.	Der Christabend. - - -	34
11.	Wer in der Jugend säet, der wird im Alter erndten. - - -	38
12.	Käthchen. - - - -	41
13.	Lottchen, die Köchinn. - - -	44
14.	Wahrheitsliebe. (Mit einem Kupfer.) -	48
15.	Ferdinand und Haubold. - -	52
16.	Franz der Gärtner. - - -	56
17.	Der Wilde. - - - -	58
18.	Emma und Johanna. - - -	63
19.	Die sparsame Kost. - - -	67

		Seite
20.	Die beeden Freunde. (Mit einem Kupfer.)	72
21.	Der Müller in Wassernoth. - -	77
22.	Die Ohrfeige. - - - -	81
23.	Näscherei und Diebstahl. - -	85
24.	Die Unreinliche. - - -	90
25.	Die Spötterin. - - - -	93
26.	Noch eine Geschichte von Karolinen. -	97
27.	Der Apfeldieb. - - - -	101
28	Die Lügnerin. (Mit einem Kupfer.) -	103
29.	Der Muthwillige. - - -	107
30.	Der Jähzornige. - - -	111
31.	Die Eigensinnige. - - -	115
32.	Der Verwegene. (Mit einem Kupfer.)	118
33.	Der Glaube an Vorbedeutungen. -	121
34.	Der Thierquäler. - - -	125
35.	Unzufriedenheit. - - - -	129
36.	Der Geizige. - - - -	133
37.	Der Sparsame. - - - -	138
38.	Die Selbstsüchtige. - - -	141
39.	Nothwendigkeit eswas zu lernen. -	145
40.	Die Modenärrinn. - - -	149
41.	Das Gespenst. - - - -	252

1. Der

Inhalt.

		Seite
1.	Der Arme. - - - -	1
2.	Die Marionetten. - - -	5
3.	Die reisende Schusterfamilie. (Mit einem Kupfer.) - - -	10
4.	Der ausgepfändete Hausvater. - -	16
5.	Der gerettete Wilhelm. - - -	18
6.	Der Besuch ohne Kuchen. - -	21
7.	Die unverträglichen Geschwister. -	25
8.	Malchen. - - - - -	29
9.	Der kranke Vater. (Mit einem Kupfer.)	32
10.	Der Christabend. - - -	34
11.	Wer in der Jugend säet, der wird im Alter erndten. - - -	38
12.	Käthchen. - - - -	41
13.	Lottchen, die Köchinn. - - -	44
14.	Wahrheitsliebe. (Mit einem Kupfer.) -	48
15.	Ferdinand und Haubold. - -	52
16.	Franz der Gärtner. - - -	56
17.	Der Wilde. - - - -	58
18.	Emma und Johanna. - - -	63
19.	Die sparsame Kost. - - -	67

wissentlich niemand etwas zu leide gethan hat. Ich muß betteln, weil ich alt und arm bin; ich muß betteln weil ich sonst Hunger sterben müßte, weil niemand mich zu sich nimmt und füttert, wie Hunde gefüttert werden. Habe er Erbarmen, guter Mann, und lasse er mich gehen!

Umsonst, erwiederte der Unbarmherzige, ihr müßt mit fort. Bekommt ihr nicht wöchentlich euer Almosen bei dem Almosenamt? Müßt ihr die Einwohner noch besonders mit Betteln belästigen.

Ach Himmel, weinte der Alte, was sollen mir dreißig Kreuzer die ich bekomme auf die ganze Woche? Ich kann ja in meinem Alter nicht ganz allein von trokenem Brod leben. Ich bekomme bisweilen in den Häusern, wo ich anklopfe, einen Teller voll kräftiger Suppe oder Zugemüse; gönnt mir Armen doch diese Erquikung, in meinen lezten Tagen.

Ei was, die lezten Tage. Ihr befindet euch wohl, und könnt noch lange leben. Kurz und gut, das Betteln ist verboten, und ihr müßt mit mir fort. —

Rings um sie her hatte sich murrend das Volk versammelt; einige droheten, andere baten für den Alten; selbst die Dame, die ihm zulezt mit einer Gabe beschenkt hatte, legte eine rührende Fürbitte für ihn ein, aber alles umsonst. Der rauhe Poli-

zeidiener berief sich auf seine Pflicht, und auf den gemessenen Befehl alle Bettler zu arretiren, und führte, ohne sich an irgend eine Vorstellung zu kehren, den weinenden Alten ab.

Es ist wahr, sagte dieser, als er vor dem Polizeibeamten erschien, ich habe gebettelt; Sie sehen, ich kann nicht mehr arbeiten; die Noth hat mich dazu gezwungen; schiken Sie mich, wenn Sie wollen, in ein Spital, aber schiken sie mich nicht in das Gefängniß. Ach! ich bin nie in einem Gefängniß gewesen; ich war meine Tage ein ehrlicher und bis in mein Alter ein fleißiger Mann. O schiken Sie mich nicht ins Gefängniß! ich würde den Schimpf nicht überleben, ich würde vor Scham sterben.

Gott hatte dem Polizeibeamten mit einem menschlichen Herzen beglükt. Er empfand Mitleid mit den weißen Haaren, mit der Dürftigkeit des Greises; er sah sein Unvermögen und seine Noth.

Seyd ruhig, ehrlicher Alter, sprach er mit sanfter Stimme. Ich kann Euch in kein Hospital senden, denn wie haben keines; aber auch in das Gefängniß sollt ihr nicht wandern. Eure grauen Haare sprechen für Euch. Geht nach Haus, ich will für euch sorgen, aber bettelt künftig nicht mehr, denn die Geseze verbieten es.

Indem er noch so redete, trat die Dame herein, bei welcher der Arme ergriffen worden war. Sie erschien voll ängstlicher Unruhe und wollte für ihn bitten. Als der Polizeibeamte ihr Anliegen hörte, freute er sich, daß er ihren Wünschen schon zuvor gekommen war. Er nahm mit ihr die Abrede, daß dem ehrlichen Alten wöchentlich einigemal gute Speisen von ihrem eigenen Tische, nebst etwas Geld, zugeschikt werden sollte, und sie sich bemühen wollten, noch andere wohlthätige Menschenfreunde zu seiner Unterstüzung aufzufordern.

Der Alte vergoß Thränen der Rührung und Dankbarkeit. Anstatt Strafe und Schande, war ihm Trost und Hülfe zu Theil geworden. Mit einem Blik, der alle Empfindungen seines Herzens ausdrükte, küßte er der Dame die Hand, und stammelte dem edlen Menschenfreund seinen Dank und seinen Segen.

Das Volk harrte begierig an der Thür, was die Sache für einen Ausgang nehmen würde. Als nun der Alte erschien, und mit nassen Augen erzählte, wie ganz anders es ihm ergangen war, als er besorgt hatte, schrieen alle, die ihn anhörten, dem menschenfreundlichen Polizeibeamten ein lautes Vivat, und warfen dabei ihre Müzen in die Luft.

Der Vorgang wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und erwarb dem alten Mann neue Unterstüzung, dem Polizeibeamten aber allgemeine Ehre und Achtung, zumal, da man erfuhr, daß dieses nicht der erste Arme war, den er, auf Kosten seines eigenen Beutels, aus dem Bettelstand zurük führte. Er selbst sprach nie von seinen Werken der Wohlthätigkeit; viele Dürftige aber segneten ihn laut und in der Stille.

Einst wägt der Richter unsre Thaten
Und alle folgen sie uns nach;
Freut euch, ihr Guten, eurer Saaten,
Denn dort beginnt der Erndtetag!

2.

Die Marionetten.

Fröhlich und wohlgemuth hüpfte Wilhelm mit einem Viergroschenstük, das er von seinem Vater erhalten hatte, nach den Gasthof zum schwarzen Bären, wo ein Marionettenspieler ganz allerliebste kleine Schauspiele für Kinder gab, wobei sie sich über die Schwänke des Polischinells halb todt lachen mußten. Nie hatte man etwas so drolliges in der

Stadt gesehen; und man erzählte unserm Wilhelm so viel davon, daß er kaum die Stunde erwarten konnte, wo das Spektakel anfing.

Schon in weiter Ferne sah er das Haus von Kindern umlagert, die mit neidischen Bliken die Glüklichen betrachten, die von ihren Aeltern hinein geführt wurden, oder mit Geld in der Hand, sich selbst an der Kasse meldeten. Bald, dachte Wilhelm, werde auch ich durch diese Thür treten, wenn nur auch noch ein Plaz für mich übrig ist!

Bei diesem Gedanken verdoppelte er seine Schritte. Als er aber einige Häuser weiter gegangen war, traf er auf der Straße einen Knaben an, der ängstlich weinend etwas zu suchen schien. Der Jammer, den dieses Kind äußerte, machte Wilhelms Mitleid rege. Was suchst du denn Kleiner? redete er ihn an.

Ach Gott, ach Gott, schluchzete der Knabe, ich sollte Brod holen für meine Mutter, und da fiel mir ein Zweigroschenstük aus der Hand in die Rinne. Schon eine Viertelstunde lang suchte ich es, und kann es nicht wieder finden: O weh, o weh, wie wird es mir ergehen. — Hier fing er aufs neue laut an zu weinen, und seine Thränen rieselten in das Wasser, daß er auszuschöpfen suchte.

Aber mein Himmel, sprach Wilhelm, sind denn zwei Groschen eine so große Summe? Deine Mutter kann dir ja anderes Geld geben.

Ach ja wohl ist es für uns eine große Summe, erwiederte der Knabe; in einem ganzen Tag kann meine Mutter kaum soviel verdienen; wir sind so arm und schon drei Wochen liegt mein Vater krank. O wehe, o weh, wie wird es gehen, wenn ich ohne Geld und Brod komme! Doch ach, ich wollte gerne alles leiden, wenn nur meine Schwestern zu essen hätten, sie sind so hungrig, schon seit heute Morgen haben sie nichts genossen! Wie werden sie weinen, wenn sie ohne Brod zu Bette gehen sollen. Und dann meine Mutter, die den ganzen Tag gearbeitet hat. O ich Armer, was habe ich gethan! Ach, mein Zweigroschenstük, mein Zweigroschenstük!

Wilhelm vergaß die Marionetten und half, nebst vielen andern Personen, die um den Knaben herum standen, ihm sein Geld suchen; allein umsonst. Schon wollte der kleine Unglükliche trostlos nach Haus gehen, aber Wilhelm hielt ihn zurük. Nein, sprach er, du sollst nicht ohne Brod zu deiner Mutter zurük kehren. Nimm dieses Geldstük, es ist doppelt so viel als du verloren hast; kaufe für das übrige Fleisch für deinen kranken Vater, und eile so

sehr du kannst, damit du auch nicht deines Ausbleibens wegen, Verdruß bekommst.

Hastig ergriff der Knabe mit der einen Hand das Geld, und troknete mit der andern seine Thränen. Gott lohne es Ihnen tausendmal, bester junger Herr, sprach er, drükte ihm die Hand, und jagte davon.

Mit leeren Händen, aber mit einem Herzen voll süßer Empfindungen, blieb Wilhelm stehen, und sah dem Knaben nach. Alle die seine schöne That mit angesehen hatten, lobten ihn dafür. Ein grießgrämiger Kerl aber, der unthätig den ganzen Vorgang, die Pfeife in dem Mund, mit angesehen hatte, brummte vor sich hin, ich wollte wohl wetten, daß das Viergroschenstük nicht der Mutter gebracht, sondern auf dem Markt vernascht wird.

Das glaube ich nicht, sagte Wilhelm; wir wollen aber doch nur Wunders wegen sehen, was der Pursche mit seinem Geld anfängt.

Er ging ihm nach, und sah ihn wirklich mit einem Brod aus eines Bekers Haus kommen. Nun folgte er ihm von weitem bis zu seiner Wohnung, merkte sich dieselbe, und erkundigte sich bei den Nachbarn nach der armen Familie. Alles, was der Knabe ausgesagt hatte, war ganz der Wahrheit gemäß.

Sein Vater lag krank; er hatte den Ruf eines sonst fleißigen und braven Mannes, und wurde deswegen von jedermann bedauert.

Anstatt zu den Marionetten, auf die sich Wilhelm so sehr gefreut hatte, ging er jezt, mit ganz andern Gedanken beschäftiget, nach Haus zurük, dachte dem Vorfall noch eine Zeit lang nach, und sezte sich dann ruhig an seinen Schreibtisch.

Kurze Zeit darauf trat sein Vater in das Zimmer. Du hier, Wilhelm! redete er ihn an; ich glaubte, du wolltest die Marionetten sehen, denn wozu gab ich dir sonst das Viergroschenstük?

Wilhelm erzählte ihm gerührt den Vorfall mit dem Knaben, und wie er mit seinem Viergroschenstük diesem Kind nebst seinen Aeltern und Geschwistern einen glüklichen Abend gemacht habe.

Der Vater ertheilte Wilhelms gutem Herzen das verdiente Lob, und versprach, sich der dürftigen Familie noch weiter anzunehmen. Den nächsten Tag aber, als der wohlthätige Knabe sich die Marionetten schon ganz aus dem Sinne geschlagen hatte, pochte der Vater mit Hut und Stok an seine Thür, und lud ihn ein ihm zu folgen, weil er das Vergnügen haben wollte, ihn heute für seine Aufopferung zu entschädigen. Unten wartete auch schon ganz angekleidet die Mutter, und so hatte Wilhelm doch noch

das Glük, die Marionetten nicht nur zu sehen, sondern die Freude, die sie ihm machten, auch mit seinen Aeltern zu theilen.

3.

Die reisende Schusterfamilie.

An einem heitern Frühlingsmorgen ging der kleine Friz mit seinem Vater frohen Muthes über Land. Alle Bäume blüheten, die Grillen zirpten, und die Vögel sangen; Schafe und Lämmerchen spielten auf der Weide und blökten vor Vergnügen. Niemand aber fühlte sich in dem warmen Sonnenschein, auf grünen Wiesen und Feldern glüklicher als Frizchen, niemand war gesprächiger und munterer als er.

Indeß er so lachend und schwazend seinem Vater zur Seite hüpfte, begegnete ihnen eine arme Familie, die ungeachtet des schönen Tages nichts weniger als vergnügt schien. Sie wandelte langsam und traurig die Straße daher.

Guten Morgen, ihr guten Leute, redete sie Frizchens Vater, Herr Arnold, an. Woher denn so früh?

S. 10

Ja, mein Sohn! gib ihm deinen Thaler.

Ach lieber Herr, erwiederte der Mann, wir kommen weit her aus Holland, und kehren nach Schwaben zurük, wo meine Vaterstadt liegt.

Indem er das sagte, stieß er einen tiefen Seufzer aus, und wollte weiter gehen.

Ihr scheint nicht glüklich zu seyn, sagte Herr Arnold. Darf ich fragen, warum ihr nicht lieber in Holland geblieben seyd?

Ach recht gerne wäre ich da geblieben, antwortete der Mann. Ich bin meiner Profession ein Schuster. Ich hatte Arbeit genug, und arbeitete recht gerne. Gott hat mir zwar viel Kinderchen geschenkt, aber sie waren genügsam und ich ernährte und kleidete sie alle. Wenn sie groß sind, dachte ich, so werden sie mir es schon vergelten, mit meinen Söhnen werde ich einige Gesellen, mit meinen Töchtern eine Magd ersparen; wenn es jezt etwas genau bei uns zugeht, so werden wir dann im Ueberfluß leben; also nur muthig die Arme angestrengt, eine Stunde früher aufgestanden, und später zu Bette gegangen. Gott wird dann weiter helfen.

So dachte ich, und hämmerte, schnitt und nähete guten Muthes darauf los. Da kam auf einmal der Befehl, daß alle Fremde das Land verlassen, und in ihr Vaterland heimkehren sollten. Ich machte Vorstellungen; allein umsonst. Ich mußte

meinen Hausrath, mein Handwerkszeug, meine Betten und die besten Kleidungsstüke verkaufen, um nur etwas Reisegeld zu sammeln. Meine Frau weinte und rang die Hände, meine Kinder schluchzeten; alles umsonst: Wir mußten ziehen.

In wenigen Wochen war unser bischen Geld verzehrt. Es starb mir unterwegs ein Kind, und man hatte die Unmenschlichkeit, es nicht begraben zu wollen, weil ich den Pfarrer und Küster nicht bezahlen konnte. Ich mußte den todten Leichnam meines lieben Mädchens in meinen Armen forttragen, und selbst am Weg eine Grube für sie graben.

Hier hielt der Mann inne, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge; seine Frau aber schluchzete laut neben ihm.

Nicht genug, fuhr der Arme fort, als er sich ein wenig gefaßt hatte, man wollte uns ohne Geld in keinem Dorf mehr beherbergen; wir mußten meistens bei dem Hirten in der Scheune schlafen, und oft die Nacht unter freiem Himmel zubringen. — Doch das alles möchte hingegangen seyn. Aber am Ende war ich gezwungen, mit meiner Familie zu betteln. Ach das that wehe! Wie viele harte Worte wurden uns gesagt, wie viele Demüthigungen hatten wir zu erleiden. . . .

Und nun sollen wir noch über dreißig Meilen mit zerrissenen Kleidern und leerem Beutel machen — und in die Stadt, wo sonst mein Vater ein angesehener Bürger war, als Bettler einziehen. . . .

Vater, sprach hier Frizchen, laß dir doch nur ein Wörtchen ins Ohr sagen. Du weißt, daß ich gestern von meiner Tante einen halben Kronenthaler geschenkt erhielt. Ich habe ihn noch in der Tasche, willst du erlauben, daß ich ihn dem armen Mann gebe? Er wird bei ihm gewiß besser angewendet seyn als bei mir!

Ja, mein Sohn, sprach Herr Arnold laut, gib ihm den Thaler, er wird ihn nicht als ein Almosen, sondern als eine kleine Beisteuer zu seiner Reise willig annehmen. — Bleibt, gute Leute, heute in unserer Stadt; nach meiner Zurükkunft will ich sehen, was dann weiter für euch zu thun ist.

Der arme Schuster drükte Frizchen dankbar die Hand, und eine Thräne rollte dabei über seine braune Wangen. Herr Arnold aber entließ jezt die Familie, und sezte seinen Spaziergang fort.

Das Bewußtseyn einer guten That erfüllte den wohlthätigen Knaben, mit neuer noch reinerer Freude. Alle Bäume und Blumen blüheten ihm frischer und das Lob seines Vaters für seine schöne That erhöhete noch sein Glük.

Als Abends Herr Arnold nach Hause kam, ließ er den armen Schuster rufen, beschenkte ihn und alle die Seinigen mit abgelegten Kleidungsstüken und Geld, und redete ihn also an:

"Mein lieber Mann, ich sehe wohl ein, daß ihm mit dem wenigen, was ich verschenken kann, nur schlecht geholfen ist. Er ist aber in meinen Augen ein braver Mann, der eine bessere Unterstüzung verdient. Ich bin bereit, ihm auf sein Wort hundert Gulden zu leihen. Mit dieser Summe kann Er sich in seiner Vaterstadt Handwerkszeug kaufen, und eine Wohnung, Hausrath und Betten miethen. Sind hundert Gulden nicht genug, so leihe ich ihm noch hundert, und er zahlt mir sie erst zurük, wenn er sich ganz wieder erholt hat.,,

Mit diesen Worten händigte er ihm zwei Rollen Geld ein, die er schon in Bereitschaft gelegt hatte.

Der dankbare Fremdling stürzte mit seiner ganzen Familie auf die Kniee vor dem wohlthätigen Mann; Friz aber stand da und labte sich an diesem Anblik und seine Augen flossen über von Freudenthränen.

Herr Arnolds Glaube an die Ehrlichkeit dieses Mannes wurde nicht zu Schanden. Er war ein geschikter und fleißiger Arbeiter. Bald erwarb

er sich nach seiner Ankunft im Vaterland Kunden in Menge. Seine Geschichte, die er allenthalben erzählte, erwekte allgemeine Theilnahme. Jedermann wollte ihm Geld zu verdienen geben, damit er bald in Stand gesezt würde, seine Schuld wieder zu tilgen; und noch nicht ganz war das dritte Jahr verflossen, als Herr Arnold die vorgeschossene Summe nebst den Zinßen, mit einem Schreiben voll warmer Dankbarkeit begleitet, wieder zurük erhielt.

Herr Arnold wollte aber die Zinßen nicht annehmen, sondern gab sie dem ehrlichen Mann, als ein Geschenk für seine Kiuder, zurük. Ihn lohnte schon denug der Gedanke, daß er mit wenig Kosten eine ganze Familie glüklich gemacht hatte, und der kleine Friz nahm Theil an seinem Glük.

Die Freuden der Menschenliebe sind die süßesten, die reinsten, die dauerhaftesten; durch sie wird Gott am würdigsten verehrt; sie sind der Grund unserer Seligkeit in diesem und in jenem Leben.

4.

Der ausgepfändete Hausvater.

Vor einem kleinen Haus, in der Straße die Wilhelms Aeltern bewohnten, entstand ein großer Zusammenlauf. Zwei Männer mit Schnurrbärten, hohen Federbüschen und blauen Röken, waren in Begleitung eines Schubkarrenführers gekommen, und nahmen einem armen Mann, der da wohnte, mit Gewalt sein Bett weg. Umsonst war sein Schreien, umsonst die Thränen seiner Frau und seiner Kinder, die alle in diesem Bette geschlafen, und im Winter, wenn es ihnen an Holz fehlte, sich darin gewärmt hatten.

Mit beklemmten Herzen sah Wilhelm diesen Auftritt mit an. Ihn jammerte der armen Leute, und er erkundigte sich, warum so hart mit ihnen verfahren würde?

Ach, antwortete man ihm, der arme Mann hat Schulden, und weil er sie nicht bezahlen kann, so lassen ihn seine unbarmherzigen Gläubiger auspfänden.

Auf was wird er denn nun aber mit seinen Kindern schlafen, fragte Wilhelm ängstlich, wenn sie ihm sein Bett nehmen?

Darum

Darum bekümmert sich kein Mensch, antwortete man ihm; wenn er kein Stroh kaufen kann, so muß er mit dem harten Boden vorlieb nehmen.

Nein, das soll er nicht, schrie Wilhelm, und lief nach Haus zu seinen Aeltern. Er erzählte ihnen innigst bewegt den ganzen Vorfall, und bat sie, den armen Menschen, die Hälfte von seinen Betten leihen zu dürfen.

Dem Vater gefiel das mitleidige Herz des Knaben. Er wollte zwar nicht zugeben, daß er sein eigenes Bett hergeben sollte, er versprach aber, der armen Familie wieder zu dem ihrigen zu verhelfen.

Sogleich ging er vor Gericht, leistete Bürgschaft für die wenigen Schulden des Mannes, und machte sein Bett wieder frei. Der nämliche Schubkärner, der es abgeholt hatte, mußte es wieder bringen.

Wie jubelte Wilhelm, als er es abladen sah! Wie selig fühlte er sich, als die arme Familie, die erfahren hatte, wie viel sie ihm verdankte, ihn voll Erkenntlichkeit in ihre Arme schloß, und mit Thränen benezte.

Der Mann, dem auf eine so unerwartete Art geholfen wurde, war ein fleißiger und ehrlicher aber unglüklicher Mann. Er hatte keine Ruhe, bis er Wilhelms Vater sein ausgelegtes Geld zurük gezahlt

hatte; dieser aber, der brave Leute nicht Noth leiden sehen konnte, lieh dem Ehrenmann eine neue Summe, womit er sich bald aus seiner Armuth half, und ein wohlhabender Mann wurde.

O Wunsch des Menschenfreundes werde
Erfüllung! Menschen glüklich sehn! —
Selbst glüklich machen! Schöne Erde,
Dann wirst du noch einmal so schön!
Denn eine süßre, schönre Pflicht
Als Menschenliebe gibt es nicht.

5.

Der gerettete Wilhelm.

Eben dieser Wilhelm, ging einst an einem Sommertage, mit einem Knaben von gleichem Alter, nach einem Garten spazieren, wo sie Birnen und anderes Obst zu essen gedachten.

Da begegnete ihnen auf einer Brüke ein schwer beladener Kornwagen. Eine Garbe ging durch die Erschütterung los, und fiel so unglüklich auf die jungen Freunde, daß beide in den Strom gestürzt wurden.

Die Leute, welche mit den Wagen gingen, schrieen laut auf; der Fuhrmann fluchte, daß die

Knaben nicht gewartet hatten, bis der Wagen über die Brüke war, alle gafften ängstlich in den Strom, der die beiden Kinder fortwälzete, aber niemand wollte oder konnte helfen.

In eben diesem Augenblik aber sprang athemlos ein Mann herbei, der das Unglük in der Ferne mit angesehen hatte, und stürzte sich ohne Bedenken, und ohne sich nur Zeit zu nehmen seinen Rok abzuwerfen, in den Strom, ergriff zuerst Wilhelm, obgleich der andere Knabe ihm näher war, und trug ihn glüklich ans Land.

Der Unbekannte, ließ ihn in den Händen der herbeigeeilten Zuschauer, sprang zum zweitenmal in das Wasser, und holte auch den andern Knaben heraus, den er für todt an das Ufer legte.

Aber, mein Himmel! schrie ein Mann, warum zog Er denn nicht gleich diesen heraus, der ihm näher war; er hätte vielleicht Zeit gewonnen, allen beiden das Leben zu retten.

Ja vielleicht, vielleicht! antwortete der Unbekannte. Auf ein vielleicht konnte ich es nicht ankommen lassen. Dieser ist Wilhelm, der Sohn meines Wohlthäters, und selbst mein Wohlthäter. Ihm war ich die nächste Treue schuldig; ihm das Leben, mit Aufopferung meines eigenen Lebens zu retten, war meine Pflicht.

Man wird schon errathen haben, daß der Unbekannte kein anderer war, als der brave Mann, dem einst durch Wilhelms Vater wieder zu seinem Bette verholfen wurde.

Er drükte jezt freudig den armen Wilhelm, der anfing sich wieder zu erholen, an sein Herz, und trug ihn auf seinen Armen nicht in das Haus der Aeltern, um ihnen keinen Schreken zu verursachen, sondern in das nächste andere bekannte Haus, wo man ihn umkleidete, und ihn wohlbehalten seiner Mutter zurük brachte.

Viel schwerer hielt es mit dem andern Knaben. Lange waren alle Bemühungen, ihn ins Leben zurük zu rufen, vergeblich. Endlich aber gelang es doch, und Wilhelm hatte die Freude, von dem Mann, dessen er sich einst so liebreich angenommen hatte, sein eigenes und seines Freundes Leben gerettet zu sehen.

Eine gute That geht selten verloren, und wenn sie von Menschen unbelohnt bleibt, so wird einst Gott dafür belohnen.

6.

Der Besuch ohne Kuchen.

Madam Rosenthal war eben beschäftiget sich anzukleiden, als Nettchen, ihre Tochter, in das Zimmer trat.

Du kleidest dich an, liebe Mutter, sprach sie; ganz gewiß machst du einen Besuch. O nimm mich doch auch mit, bitte, bitte! Ich verspreche dir, recht artig, recht folgsam zu seyn. Willst du?

O ja, recht gern.

Gibt es denn aber auch Kuchen und Obst bei deinem Besuch?

Schwerlich, schwerlich!

Hat nichts zu bedeuten; wenn ich nur bei dir bin. Wo sind doch nur schnell meine Handschuhe. Und muß ich nicht vielleicht ein anderes Kleid anthun?

Ach nein, erwiederte die Mutter, die Dame, der unser Besuch gilt, wird schon mit diesem Anzug vorlieb nehmen.

Sie gingen, und Madam Rosenthal führte ihre Tochter — nicht in ein vornehmes Haus — sondern in eine elende Hütte, wo in einem kleinen

rauchigen Stübchen eine halb nakte Weibsperson ächzend auf einem elenden Bette lag.

Ihr hab't schon seit vierzehn Tagen Euer Almosen nicht mehr abgeholt, redete Madam Rosenthal sie an, ich wollte daher nur nachsehen, ob Euch vielleicht etwas fehlt, und ob ich helfen kann.

O Gottes Segen über Sie, sprach mit schwacher Stimme die Kranke, daß Sie sich meiner erinnern. Ach schon tausendmal habe ich an Sie gedacht, und ich hatte keinen Menschen, der zu ihnen gehen wollte. Es werden oft arme Leute von Reichen, die nicht so gut sind wie Sie, so schnöde empfangen, deswegen wollte sich niemand zu Ihnen wagen. — Ach! Sie sehen wie mir es ergeht. Schon seit zehen Tagen liege ich hier an der Gicht, und kann mich nicht regen und mir nicht helfen. Aus blosem Mitleid will meiner niemand pflegen, und wie sollte ich Arme eine Wärterin bezahlen. Habe ich ja nicht womit ich meinen Hunger stillte. Seit vielen Tagen habe ich keinen warmen Bissen über den Mund gebracht, und von Arzenei ist gar nicht die Rede. Sie haben gar keine Vorstellung, wie übel es mir ergeht.

Ich glaube es, sprach Madam Rosenthal, aber seid nur zufrieden. Gott wird Euch von Eurer Krankheit helfen, so wie auch ich Euch in euern

andern Nöthen beistehen werde. Ich werde Euch täglich aus meiner Küche etwas Speise schiken, und auch für eine Wärterin soll gesorgt werden. Könnt Ihr mir vielleicht eine vorschlagen?

Die kranke Maria nannte ihr eine Person, und dankte Gott unzählige Mal für den Engel, den er ihr in ihrer Noth zugeschikt hatte. Madam Rosenthal leistete ihr selbst noch allerlei kleine Dienste, so lange sie zugegen war, legte sie bequem, brachte ihr frisches Wasser, und händigte ihr etwas Geld ein. Hierauf verließ sie sie mit dem Versprechen, ihr sogleich einige Nahrungsmittel zu schiken.

Nettchen war an der Thür der Kranken vor Entsezen zurük geprallt. Nie hatten sie einen solchen Wohnsiz des Elends betreten.

Aber liebe Mutter, sprach sie, warum schikst du denn nicht lieber an dergleichen Leute die Mägde. Es ekelt mir ja bei dem blosen Gedanken, ein solches Haus zu betreten.

Mein liebes Kind, antwortete die Mutter, man muß selbst Menschen-Elend sehen, wenn man es fühlen lernen will. Ich vermuthete hier ein erschütterndes Schauspiel, deswegen habe ich auch dich mit hieher gebracht, um deine junge Seele weich, menschlich, sanft und gefühlvoll zu machen. Wenn du deinen Zustand mit der Lage so vieler Unglüklichen ver-

gleichst, so wirst du besser einsehen lernen, wie glüklich du bist, und desto lieber einen Theil deines Ueberflusses zur Unterstüzung der Dürftigen und der Leidenden anwenden.

So oft von dort an Nettchen Kuchen, Turten und anderes Naschwerk as, so fiel ihr ein, daß eine Menge Elende, ohne Brod und Wasser, ohne Bett und Kleidung, oft auch ohne Holz, auf dem Stroh schmachten, und hülflos hungern und frieren.

Sie machte es sich, gleich ihrer Mutter, zu dem süßesten Geschäfte, die Hülfsbedürftigen selbst in ihren Hütten aufzusuchen, sie zu trösten, zu erquiken, ihre Thränen abzutroknen. Und wenn durch sie gelabt ein Unglüklicher neu auflebte, ihr seinen Dank stammelte, und Gottes Segen über sie herab rufte, dann fühlte sie sich unaussprechlich glüklich.

7.

Die unverträglichen Geschwister.

Julchen und Martin lebten in ewigem Hader; Julchen, als die ältere Schwester, verlangte, daß ihr der jüngere Bruder unterthan seyn sollte; Martin dagegen behauptete, er sei nur seinen Aeltern allein Gehorsam schuldig, und seine Schwester habe ihm nichts zu befehlen.

Die liebreichsten Ermahnungen der Aeltern waren vergeblich; jedes blieb bei seinen Sinn, und der Unfriede dauerte fort.

Sobald hingegen beide Geschwister getrennt waren, konnte niemand über sie klagen. Vater und Mutter waren zufrieden mit ihnen, und in allen Gesellschaften betrugen sie sich auf das artigste. Nur wenn sie beisammen waren, fand man eines unerträglicher als das andere.

Einst klagte die Mutter das Herzeleid, das ihre Kinder ihr verursachten, einem Freunde vom Hause.

Wenn Sie thun wollen was ich Ihnen rathen werde, erwiederte dieser, so werden Sie sich bald

Frieden verschaffen, und Ihre Kinder werden in Eintracht leben lernen.

Lassen Sie hören, sprach die Mutter. Und der Freund sagte ihr, weil Martin so eben zum Zimmer herein trat, etwas leise in das Ohr.

Als Abends das Essen aufgetragen wurde, verlangte Julchen, daß Martin die Stühle sezen sollte; Martin wollte sich nicht dazu verstehen, weil das, wie er sagte, die Sache der Tochter vom Haus sei, und sogleich entspann sich der gewöhnliche Streit.

Die Mutter machte ihm ein Ende, indem sie Martin bestimmt den Befehl ertheilte, die Stühle zu sezen.

Julchen erhielt dagegen Ordre, ein kleines Tischchen, mit einem einzigen Couvert, in dem Nebenzimmer zu deken.

Sie gehorchte, ohne zu wissen was das bedeutete.

Als endlich das Tischgebet gesprochen war, hub die Mutter an: Weil es euch einmal unmöglich ist, friedlich mit einander zu leben, und euch artig zu begegnen, so haben wir beschlossen, daß ihr, bis zu eurer völligen Besserung, nie wieder beide zugleich an einem Tische essen und kein Vergnügen weiter gemeinschaftlich genießen sollt. Für Martin habe ich daher heute in dem Nebenzimmer besonders deken

lassen, und dort soll er die ganze Wochen essen. Die künftige Woche aber kommt die Reihe an Julchen.

Beide wollten sich vertheidigen, aber es wurde ihnen Stillschweigen geboten.

Nachmittags wurde die Mutter mit ihren Kindern in Gesellschaft gebeten. Sie ließ zur Antwort sagen, sie würde mit Julchen allein erscheinen, und Martin blieb wirklich zu Hause.

Den folgenden Tag war Komödie; sie ging mit Julchen allein hin, und Martin blieb zurük.

Den dritten Tag wurde eine Spazierfahrt nach dem Land veranstaltet, und Martin blieb abermals zu Hause, wo er vor Langerweile hätte sterben mögen.

Die Woche darauf erging es Julchen eben so. Sie mußte acht Tage lang allein speisen, und sich allein die Zeit vertreiben, indeß Martin alles Vergnügen mit den Aeltern genoß. Vor Unmuth wünschte sie sich nicht länger das Leben.

Beide gelobten zwar ihren Aeltern, gleich nach den ersten acht Tagen, die vollkommenste Verträglichkeit; allein sie hatten schon so oft ihr Wort gebrochen, daß die Mutter sich gar auf keine Probe einlassen wollte. Erst in der sechsten Woche ließ sie sich zu einem Versuch bewegen.

Sie hatten jezt Ursache, mit ihren Kindern zufrieden zu seyn. Beide thaten sich Gewalt an, und zankten sich nicht ein einziges mal.

So lange ihr euch so gegen einander betraget, sprach endlich die Mutter, kann ich euch wieder an meinen Tisch und in meine Gesellschaften nehmen. Aber wohl gemerkt, blos so lange ich mit euch zufrieden bin. Sobald die alten Streitigkeiten wieder anfangen, fängt auch eure Trennung wieder an.

Von jener Zeit waren Julchen und Martin, ein Muster der Verträglichkeit, und jedermann sah mit Wohlgefallen die Liebe, mit der sie einander begegneten.

Wer einem Bruder oder einer Schwester schnöde begegnet, und sich unverträglich beweis't, der betrübt seine Aeltern, sezt sich selbst in den Augen der Welt herab, und die Verachtung, die er auf seine Geschwister lenken will, fällt auf ihn selbst.

8.

Malchen.

Malchen machte sich allen ihren Gespielinnen unerträglich durch ihre Tadelsucht, ihren Eigensinn und ihre Rechthaberei. Ihre Freundinnen mochten thun was sie nur wollten, so fand sie immer etwas daran auszusezen. Sie war unzufrieden, wenn sie zu Haus blieben, und unzufrieden wenn sie ausgingen. Sezten sie bei einem Spaziergang einen Hut auf, so tadelte sie sie, daß sie nicht im bloßen Kopfe gingen; kamen sie im bloßen Kopf, so schalt sie sie Thörinnen, daß sie sich von der Sonne verbrennen ließen. Erschienen sie in weißem Anzug, so fragte sie, warum sie nicht lieber bunte Kleider trügen; und kamen sie in bunten, so rühmte sie die weiße Kleidung. Sie bestand darauf, alles sollte sich nach ihr richten; und that man das nicht, so maulte sie Stunden lange. Nie ging sie von ihrer Meinung ab, als wenn jemand dieselbe Meinung behauptete; denn alsdann vertheidigte sie gerade das Gegentheil.

Einst wurde sie von einer Gesellschaft Freunde zu einem Spaziergang eingeladen. Sie hatte

anfangs Lust die Partie auszuschlagen, weil der Gedanke nicht von ihr gekommen war: Allein das Wetter war gar zu schön, und sie wußte nicht wohin. Sie gab also ihr Jawort, und erschien zur bestimmten Stunde.

Und wohin gehen wir?

Nach Rosenhof, antwortete ein junger Mann der sie wohl kannte, und wegen seines lustigen Humors bekannt war.

"Und warum nach Rosenhof, und immer nach Rosenhof?„

Ei nun, weil wir glaubten Sie wären da am liebsten. Wohin wären sie den lieber gegangen?

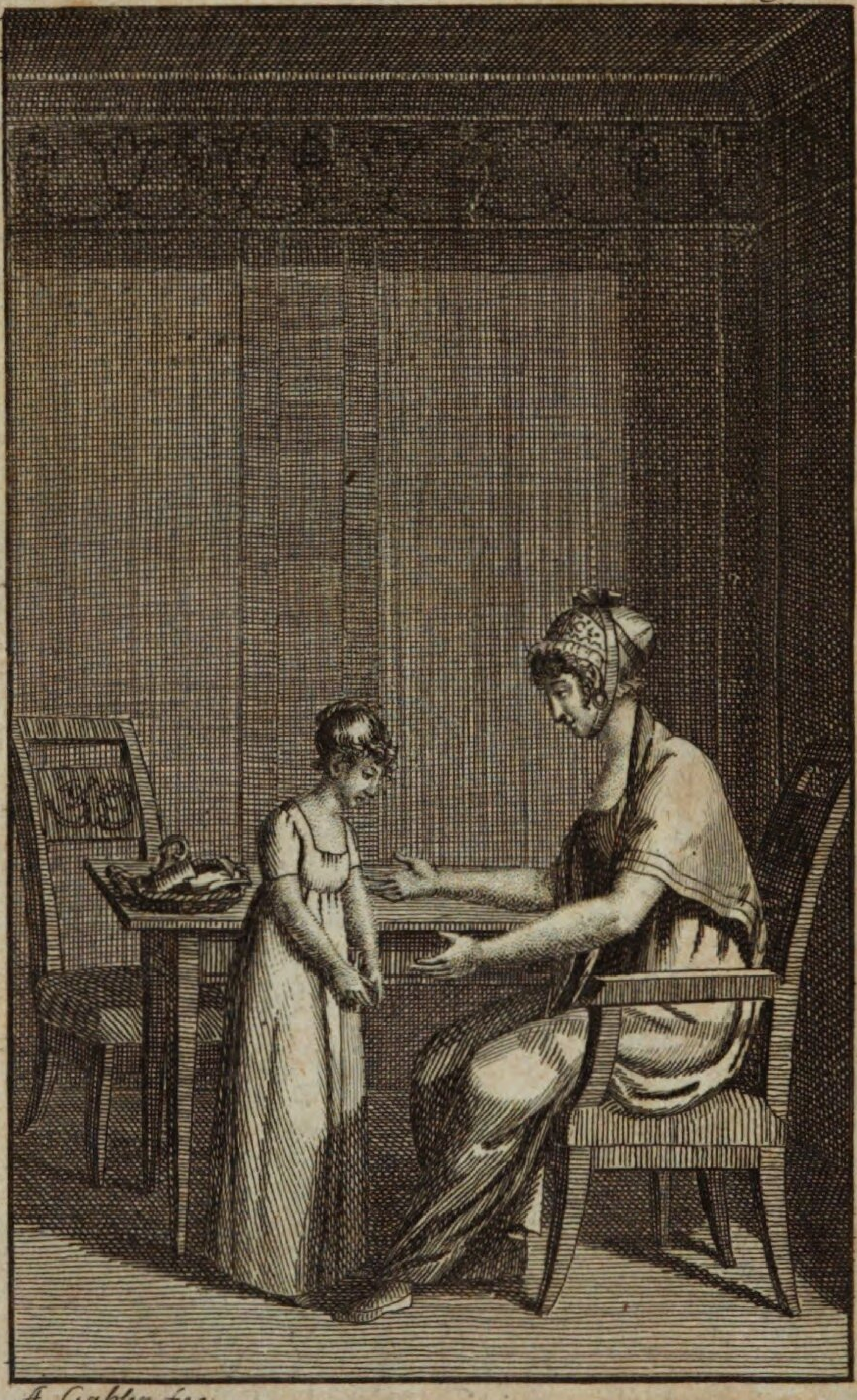
"Ist es denn nicht viel schöner in Töpliz?„

Ganz scharmant; ich wollte mir nur ein Späßchen mit Ihnen machen. Wirklich ist in Töpliz der Kaffee bestellt. Alle stimmten sogleich für Töpliz.

"So — für Töpliz? Wenn Sie mich gleich anfangs um meine Meinung gefragt hätten, so würde ich doch lieber Rödersdorf vorgeschlagen haben. Es ist da ein so schöner Garten.„

Ha, ha, ha! Rödersdorf! — Ich glaube es hat uns jemand verrathen. Wie könnten Sie sonst auf Rödersdorf verfallen? — Ich muß Ihnen nur

S. 51



A. Gabler fec.

Komme an meine Brust

bekennen, nicht in Töpliz, sondern in Rödersdorf sind die Bestellungen gemacht.

"Ich glaube, Sie wollen Sich ein Späßchen mit mir machen. — Wenn ich nun sagte, ich gienge lieber nach Ulmenbach?„

Unbegreiflich! in der That. Alle Orte, die ich Ihnen so eben genannt habe, wurden der Reihe nach genannt, und bei Ulmenbach blieben wir stehen. Sie haben es ganz richtig getroffen, wir gehen nach Ulmenbach.

Die Gesellschaft lachte anfangs ganz leise, am Ende aber ganz ausgelassen. Malchen merkte, daß man sie zum besten hatte. Sie schwieg und wurde roth bis über die Augen.

Der Zug machte sich auf den Weg. Malchen redete kein Wort, und wußte nicht wohin sie ging. Am Ende fand sich, daß Rosenhof das Ziel des Spaziergangs war. Man hatte unbarmherzig ein Possenspiel mit ihr gespielt, worüber sie jezt in eine Thränenfluth ausbrach, die von jedermann belacht wurde.

Ihr Peiniger warf sich ihr komisch zu Füßen, und flehete um Vergebung; unwillig stieß sie ihn aber von sich, und wollte ihn nicht hören. Da fing er an noch lauter zu weinen als sie, tauchte

sein Schnupftuch in einen Bach, und zeigte jedermann, wie naß es von seinen Thränen geworden war.

Die ganze Gesellschaft lachte so über diese Komödie, daß vielen die Augen wirklich übergingen. Malchen aber ergrimmte dergestalt über eine solche Unartigkeit, daß sie sich nicht länger halten ließ, sondern allein nach Haus zurük rannte, und sich lange bei keinem Menschen mehr sehen ließ.

9.

Der kranke Vater.

Karls Vater wurde von einer schweren Krankheit befallen, wobei sein Leben in Gefahr war. In den stärksten Anfällen seines Fiebers wollte er aus dem Bette entspringen, und kaum vermochten zwei starke Männer ihn zu halten. Tag und Nacht durften sie ihn nicht verlassen, damit Unglük verhütet werden möchte.

Karl war zu schwach, als daß er dem geliebten Vater durch solchen Beistand nüzlich werden konnte. Dessen ungeachtet wollte er an seinem Bette wachen: nur durch seine Hand sollte er die Arzeneien

S. 33

Gern will ich hier sizen und wachen, schenkt nur Gott mir meinen Vater wieder

empfangen; nur seine Hände sollten den Schweis trocknen, der ihm über die Stirn träufelte. Er lauschte auf jeden Blik, jeden Athemzug; war immer bereit, ihm die Betten wieder zurecht zu legen, wenn sie sich verschoben hatten, und ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die in seiner Gewalt standen.

Vergeblich ermahnte ihn die trostlose Mutter, einige Stunden Ruhe zu genießen. Es ist mir unmöglich, sprach er; die Unruhe läßt mich nicht schlafen. Wer weiß, was vorginge, indeß ich schlummerte; und könnte ich es, wäre nicht meine Pflicht zu wachen? Ach wie viel schlaflose Nächte verursachte ich meinen Aeltern in meinen ersten Jahren! Wie gerne hätten sie geschlafen, und ich gönnte ihnen keine Ruhe. — Nein, gern will ich hier sizen und wachen, schenkt nur Gott mir meinen Vater wieder, gönnt er mir nur den Trost ihn aufs neue gesund in meine Arme zu schließen, und ihm zu sagen, wie lieb ich ihn habe.

Die Mutter schwieg und weinte. Gott aber hörte vom Himmel herab sein Gebet, und schenkte ihm den geliebten Vater wieder. Es ließ plözlich die Heftigkeit des Fiebers nach, der Kranke wurde ruhiger; allmählig stellte die Eßlust und mit ihr die Kräfte sich wieder ein. Zusehends ging es jezt mit

ihm besser, und nach wenigen Wochen hatte Karl das Glük, ihn wieder gesund zu umarmen, und ihm lallend und mit Freudenthränen ausdrüken, wie theuer er ihm war.

Der Vater erinnerte sich nach seiner Genesung wie liebevoll sich Karl seiner angenommen hatte, und von jener Zeit an wurde er ihm doppelt theuer. — Alle, die von seinem kindlichen Betragen hörten, ertheilten demselben das größte Lob, und sprachen nie anders als mit Achtung von ihm.

10.

Der Christabend.

Nach langem sehnlichen Warten, war endlich der Christabend gekommen. Schon sahen Lottchen und Malchen, von der Straßen aus, in dem Visitensaal der Mama hunder Lichtert brennen, und die Mutter nebst ihren Gehülfen geschäftig in dem Zimmer hin und her eilen, um alles vollends in Ordnung zu bringen.

Jezt wurden sie gerufen, und die Thüren thaten sich auf. Wie da alles funkelte, alles lachte! Eine lange weiß gedekte Tafel zog sich durch den

ganzen Saal. Sie war bedekt mit neuen Kleidern, Hauben, Halstüchern, Zuker, Lebkuchen und Obst. Auf der einen Seite lag die Bescherung für den Vater, auf der andern für Lottchen und Malchen, dann kamen noch besondere Bescherungen für zwei liebe Bäschen die sie hatten, für einen Freund vom Hause und für die Magd. Bei jedem Geschenk lag ein zierlich geschriebener Zettel mit dem Namen dessen, dem es bestimmt war.

Lottchen und Malchen hatten jede ein neues musselinenes Kleid, einen neuen Schawl, ein niedliches Strohhütchen, Handschuhe, Bänder, Geld und noch so viel andre Dinge erhalten, daß ich sie nicht alle zu nennen vermag. Nicht minder reichlich waren alle übrigen bedacht worden. In dem Gefühl ihres Glüks fielen sie hundertmal der liebreichen Mutter um den Hals, und drükten ihr ihren Dank aus. Die Mutter war noch glüklicher als sie, denn Freude machen beseeliget, noch mehr als Freude empfangen.

Doch auch sie ging nicht leer aus. Indeß sie sich mit einigen Freundinnen unterhielt, die als Zuschauerinnen gekommen waren, entschlüpften die Mädchen in das Nebenzimmer; unversehens that sich die Thür auf, und ein hellbeleuchteter Tisch, mit einem kostbaren Geschenk vom Vater, und vielen

zierlichen Handarbeiten, von den Töchtern und Nichten, als Beutel, Ridiküls, Chemisetten, Strumpfbänder und dergleichen prangten auf demselben. Alles war in der Stille und ganz unbemerkt gemacht worden. Während die Mutter in den Sommermonaten des Morgens noch schlummerte, saßen schon früh ihre Töchter, nebst ihren Freundinnen, am Arbeitstisch, und bereiteten geschäftig ihre Gaben für den Christtag.

Eine mütterliche Umarmung, ein Kuß und viele süße Worte waren der Lohn für ihre Mühe.

Ihr hab't mir heute viel Freude gemacht, und viele Freude genossen, sprach am Ende die Mutter. Wer wird denn aber so viele Arme erfreuen, die verlassen in ihrer Hütte kein Brod haben, womit sie sich nähren, kein Feuer womit sie sich wärmen. Wir ahnden kaum in unserm wohlgeheizten Zimmer, wie schneidend heuer die Winterkälte ist, und wie viele Dürftige frieren und darben. —

Fällt euch kein Mittel ein, meine Töchter, wie wir unsere Weihnachtsfreuden heiligen, und noch mehr würzen könnten?

Ach ja! schrieen zugleich Malchen und Julchen; wir wollen unsern Ueberfluß mit den Nothleidenden theilen. Das Geld, das uns beschert worden

ist, ist uns entbehrlich; wie könnten wir es am besten anwenden?

Denkt hierüber selbst nach, erwiederte die Mutter.

Die beiden Mädchen gingen zu Rath. Es wurde beschlossen, Brod und Fleisch dafür einzukaufen, und zwölf Arme drei Tage nacheinander damit zu speisen.

Als die Mutter diesen Entschluß vernahm, forderte sie ihren Gatten auf, die eine Hälfte auch auf acht Tage mit Holz versehen zu lassen, und die andere Hälfte übernahm sie selbst.

So machten sie zwölf Armen, die in ihrer Noth betrübt den Festtagen entgegen gesehen hatten, eine unverhoffte und deshalb um desto größere Freude, bei welcher ihnen manche Thränen des Dankes floß.

II.

Wer in der Jugend säet, der wird im Alter erndten.

Liebes Hannchen, sprach Luischen, indem sie im Vorbeigehen an ihrer Freunde Fenster klopfte, hättest du nicht Lust, diesen Morgen mit mir und meinem Bruder spazieren zu gehen? Der Himmel ist so heiter, die Luft so mild; wir haben lange keinen so schönen Morgen gehabt.

Ich bedaure, sprach Hannchen, daß ich des Morgens nicht Zeit habe. Meine Mutter kann mich gegen Mittag in der Küche nicht entbehren, und dann habe ich auch Lehrstunden.

"Ach du mein Himmel, beständig in der Küche oder am Schreibetisch. Willst du denn eine Gelehrte werden? Und kann nicht deine Magd kochen?„ Nein, da denk ich anders. Wer weiß, ob ich Morgen noch lebe; also schnell das Leben genossen, und nicht das Gewisse für das Ungewisse hingegeben. Ohnehin ist man ja nur einmal jung, warum sollte ich meine Jugend nicht genießen. Nein nein, ich will mich satt spazieren gehen, tanzen und

fahren. Was kümmert mich die Küche, das Klavier und die Bücher. Ein Mädchen, das lesen und schreiben, höchstens auch ein wenig rechnen kann, das weiß genug.

Nein Schäzchen, erwiederte Hannchen, da ist meine Mutter ganz anderer Meinung. Sie will zwar, daß auch ich meine Jugend vergnügt und glüklich zurüklegen soll; aber ich darf aus dem Vergnügen nicht meine Hauptsache machen. Erst gearbeitet, dann getanzt oder spazieren gegangen: Das ist bei uns die Regel. Wir bleiben nicht immer jung; wir sollen dereinst Hausfrauen, Gattinnen, Mütter werden; wie können wir die Aufsicht über das Gesinde führen, wenn wir selbst nichts von der Küche und dem Hauswesen verstehen? Wie können wir unsere Männer, unsere Freunde und Freundinnen angenehm unterhalten, wenn wir keine Talente und keine Bildung haben; und welche Demüthigung, wenn unsere Gatten sich unser in Gesellschaften zu schämen haben.

Ha, ha, ha! lachte ihr Luischen entgegen, also deinem künftigen Mann zu Liebe, gibst du dir so viel Mühe? Armer Schelm, du weißt ja gar nicht, ob du nur einen bekommen wirst, ob man dir nicht als einer alten Jungfer zu Grabe läutet.

Hat nichts zu bedeuten, erwiederte Hannchen. Es gibt noch andere Menschen, an deren Achtung mir gelegen ist, und ich würde mich selbst nicht schäzen können, wenn ich durch meine Schuld unwissend bliebe.

Luischen flatterte lachend fort, und klopfte bei einer andern Freundinn an, die es mit ihrer Zeit nicht so genau nahm.

In der Folge wurden beide Mädchen an brave Männer vermählt. Luischen's Gatte wurde aber unglüklich, denn ungeachtet seiner bedeutenden Einnahme, gerieth er doch durch den Leichtsinn, das üppige Leben und die Unwissentheit seiner Frau in allen häuslichen Geschäften, in Schulden. Hieraus entstanden Verdruß und häusliche Zwistigkeiten; sie wußte ihn durch nichts anderes zu fesseln; er vermied daher ihre Gesellschaft, und suchte bessere Unterhaltung.

Hannchens Gemahl wurde hingegen, durch seine Verbindung, der glüklichste Mann, so wie seine Gattinn die glüklichste Frau. In ihrem Hause herrschte Wohlstand und Ordnung. Sie schlossen sich von keinem gesellschaftlichen Vergnügen aus; immer waren sie aber noch glüklicher, wenn sie sich zu Haus allein wieder fanden.

12.

Käthchen.

Käthchen war eine große Freundinn vom Obst. Nichts schmekte ihr besser als Kirschen, Birnen, Aepfel, Pfirschen, Pflaumen, Weintrauben. Alle andern Speisen achtete sie dagegen gering. Keine größere Freude konnte die Mutter ihr machen, als wenn sie ihr Obst zum Abendbrod gab.

Unglüklicher Weise waren das vorige Jahr die Aepfel und Birnen mißrathen; man konnte sie daher im Winter selbst für theures Geld nicht bekommen, und Käthchen mußte sich mit gedörrten Pflaumen, und anderm troknen Obst, vom vorigen Jahr begnügen, das ihr aber nicht halb so gut schmekte, als das frische.

Ach, seufzete sie oft, wenn ich doch nur einmal so glüklich wäre, mich täglich recht satt in Obst essen zu können. Kuchen und Braten wollte ich gern dagegen stehen lassen.

Wenn du täglich so viel Obst hättest, als du wünschtest, sprach die Mutter, so würdest du es bald so gering achten als Brod; und es würde dir

nicht mehr schmeken. — Käthchen wollte das aber nicht glauben.

Das Jahr darauf kaufte der Vater einen Garten voll schöner Bäume, mit einer Menge noch schönerer Früchte behangen. — Wie hüpfte da unserm Käthchen das Herz bei dem Gedanken, daß das alles für sie und ihre Geschwister reifen würde. Täglich ging sie in den Garten, lachte die schwer beladenen Bäume an, und zählte die Tage, bis sie die ersten Kirschen pflüken konnte.

Zum Unglük waren gerade dieser nicht viele. Bald aber kam die Birnenzeit, und nun konnte sie nach Herzenslust essen.

Ihre Mutter gönnte ihr gern diesen Genuß; sie warnte sie aber zugleich vor Unmäßigkeit. Doch Käthchen versicherte, daß so gute Birnen ihr gewiß nicht schaden würden.

Schon am dritten Tag bewies sich das Gegentheil. Das Mädchen aß zu viel. Bald klagte sie über Kopf- und Magenschmerzen; es stellte sich Hize und Forst ein; sie mußte sich legen und Arzeneien nehmen. Zwar wurde sie nach einigen Tagen wieder hergestellt; aber neue Unmäßigkeit zog ihr bald neue Krankheiten zu. Sie hörte erst dann auf, als endlich eintraf, was die Mutter ihr prophezeihet hatte.

Durch den Ueberfluß nämlich, den sie an dem besten Obst hatte, achtete sie es am Ende nicht mehr, und wenn ihr zum Abendbrod Aepfel oder Birnen angeboten wurden, so rümpfte sie das Mäulchen, und hätte lieber Butter oder Milch gehabt.

Dieß erwartete die Mutter. Du siehst, meine Tochter, sprach sie, daß Gleichgültigkeit und Ekel die Folge des Ueberflusses des täglichen Genusses und der Unmäßigkeit sind. Die goldene Mittelmäßigkeit geht über alles. Dem Reichen schmeken seine Braten nicht besser, als dem Armen sein Kartoffelbrod, weil er sie täglich, wie dieser sein Brod hat, und auf solche Art wird, durch die weise Veranstaltung der Vorsehung, ungeachtet der äußeren Ungleichheit, unter den Menschen alles wieder gleich, der Reiche hat im Grund nicht mehr Genuß, als der Arme. Bei dem einen ersezt der gute Appetit und die Seltenheit der besseren Bissen, was der andere an Ueberfluß vor ihm voraus hat.

Willst du also viel genießen, so genieße nicht täglich und genieße mit Mäßigkeit; und willst du glüklich seyn, so suche das Glük nicht im Ueberfluß, sondern in der Zufriedenheit, und in der vernünftigen Anwendung der Mittel, welche die Vorsehung dir zu deinem Unterhalt zugewendet hat.

13.

Lottchen, die Köchinn.

Lottchen wurde von der Mutter im zwölften Jahr in das ehrenvolle Amt der zweiten Köchinn eingesezt, und zum Zeichen ihrer neuen Würde, mit einer schneeweißen Küchenschürze angethan, und mit einem nagelneuen Kochlöffel beschenkt, womit sie wie eine Königinn mit ihrem Zepter, ihren Einzug in die Küche hielt.

Da sie von Natur viel Scharfsinn besaß, so merkte sie gleich in den ersten Tagen an dem Sausen im Kessel, und an den Bläschen die aufstiegen, daß das Wasser siedend wurde. Einen Tag später lernte sie schon harte Eier, und noch in derselben Woche auch weiche sieden. Jezt glaubte die Mutter ihr ohne Anstand auch eine Wassersuppe anvertrauen zu können; und siehe da, Lottchen brachte sie unter ihrer Aufsicht glüklich zu Stande.

Bald sah die Mama ein, daß ihre Tochter ein wahres Küchengenie sei. Sie glaubte daher, ihr ohne Bedenken, die zweite Suppe allein überlassen zu können. Sie begnügte sich, ihr in der Kürze zu wiederholen, was sie ihr schon früher gesagt hatte,

und damit Lottchen ja ganz allein die Ehre haben möchte, das erste Gericht ihres Mittagessens zu bereiten, wurde die Magd weit aus dem Wege geschikt, und die Mama betrat mit keinem Fuß die Küche.

Als endlich die Mittagsstunde erschienen, der Tisch gedekt, und der Vater nach Haus gekommen war, sagte sie mit einer bedeutenden Mine zu ihm: Weißt du auch, wer heute unsere Köchinn ist? Unser Lottchen besorgt zum erstenmal ganz allein die Suppe.

Das ist mir leid, sagte der Vater; ich habe heute so guten Appetit, und ich besorge sehr, daß ich hungrig werde von dem Tisch aufstehen müssen.

Ach, erwiederte die Mutter verdrießlich, du hast aber doch auch gar keinen Glauben an Lottchen, und ich sage dir, sie ist eine wahre Perle in der Koch- und Haushaltungskunst; am dritten Tag nach ihrer Installirung in die Küche konnte sie schon harte Eier sieden, und die vorige Suppe hat sie mit meiner Hülfe ganz allein gemacht.

Nun gut, sagte der Vater lächelnd, es wird sich bald zeigen, was sie ohne deine Hülfe kann.

In diesem Augenblik trat unsere neue Köchinn, ganz roth von Feuer und vom Selbstgenügsamkeit

mit der Suppenschüssel zur Thür herein. Es wurde gebetet, und man sezte sich zu Tische.

Die Suppe roch recht angenehm; das ganze Zimmer war davon parfumirt; dem Vater war aber doch noch immer nicht recht wohl zu Muthe. Er legte indessen sich, seiner Gattinn und den andern Kindern vor.

Der kleine Friz, ein sechsjähriger Knabe, versuchte zuerst davon, spie sie aber gleich wieder aus, und schrie aus vollem Hals: es brennt, es brennt!

Ei Närchen, sagte die Mutter, drum mußt du blasen.

Der Vater kostete jezt auch einen Löffel voll, aber auch er konnte ihn nicht in dem Mund behalten. Was Henker hast du gemacht, schrie er, diese Suppe ist ja so stark gewürzt, daß kein Mensch sie essen kann? Du mußt bei Gott dir ganze Gewürzbüchse ausgeleert haben.

Nun, nun, sprach die Mutter etwas verlegen, so gar arg wird es ja doch wohl nicht seyn.

Sie kostete ebenfalls einen Mund voll, lief aber gleich damit an das Fenster, und spukte alles wieder aus. Sprich Mädchen, was hast du gemacht, fuhr sie sie an.

Ei nun, sagte sie, der Vater hat es errathen, ich habe die ganze Gewürzbüchse in den Topf aus-

geleert. Sie sagten ja, ohne Gewürz sei kein Essen schmakhaft!

Ja wohl, fuhr die Mutter sie zornig mit einem Ehrentitel an, der nichts verbindliches hatte, ja wohl ist ohne Gewürz nichts schmakhaft, mußt denn du denn aber so viel hinzuthun, daß du uns die Zunge, den Hals und den Magen verbrennst! Willst du uns vergiften?

Laß es gut seyn, sprach der Vater; diese Suppe kann euch allen zu einer wichtigen Lehre dienen. Die Gewürze sind in den Speisen, was das Vergnügen im menschlichen Leben ist. Mäßig genossen, macht es dasselbe schmakhafter, im Uebermaas aber erregt es Ekel und Schmerz.

Erinnert euch, liebe Kinder, wenn ihr der Freuden zu viel genießt, immer an Lottchens zu stark gewürzte Suppe, und werdet keine Küchengenies wie die Perle der Köchinnen.

14.

Wahrheitsliebe.

Madam Helmreich war in eine große Gesellschaft gebeten worden, in welcher sie nicht wohl Kinder mitnehmen konnte. Lorchen mußte also zu Haus bleiben. Damit sie aber nicht Langeweile haben möchte, hatte ihr die Mama erlaubt, zwei Freundinnen zu sich einzuladen, und sie mit Obst zu bewirthen.

Die Mutter ging, und Lorchen sah mit Ungeduld der Ankunft ihrer beiden kleinen Freundinnen entgegen. Endlich erschienen sie, und nun nahm das Schwazen und Spielen kein Ende mehr. Die eine hatte diesen Einfall, die andere jenen.

Die Magd plättete Wäsche; es war daher Feuer auf dem Heerd. Lorchen gerieth auf den Gedanken, Thee zu machen, und ihn mit ihren Freundinnen zu trinken. Dieß geschah, es wurde Thee angebrüht, und in der Mutter schönsten Kanne vorgesezt; der beste Rahm, der theuerste Zuker wurde dabei nicht gespart, denn Madam Helmreich hatte bei ihrem Ausgang ihrer Tochter, voll Vertrauen,

die

die Schlüssel zu ihren Schränken übergeben. Zwar regte sich bei diesem Schmaus das Gewissen des Mädchens ein wenig, denn die Mutter hatte nur Obst erlaubt; Lorchen dachte aber, man würde bei ihrer Zurükkunft nichts merken.

Dieß wäre vielleicht auch wirklich der Fall gewesen; aber Lorchen hatte beim Einschenken das Unglük, der Mutter kostbare Theekanne aus der Hand fallen zu lassen, und in tausend Stüke zu zerbrechen.

Jezt nahm mit einemmal alle Freude ein Ende; es war nicht mehr möglich, der Mama die Theegesellschaft zu verschweigen: alles mußte an den Tag kommen. Die beiden Freundinnen fürchteten sich vor dem Ungewitter, das bald über das arme Lorchen ausbrechen würde, und machten sich bei Zeit aus dem Staube.

Mit verweinten Augen schwankte die Verlassene die Tassen und das übrige Geschirr, säuberte den Tisch, und sezte sich am Ende einsam in einen Winkel des Zimmers, wo sie über ihr Unglük nachdachte.

Die Magd, die den ganzen Vorfall mit angesehen hatte, suchte sie zu trösten, und rieth ihr, die Schuld auf eine von ihren Freundinnen zu schieben.

Ach nein, nein, schrie Lorchen, niemand anders als ich allein bin die Ursache von dem ganzen Unglük: ich allein habe also dafür zu büsen. Warum machte ich wider Wissen der Mama Thee? warum wählte ich ihre schönsten Tassen, ihre schönste Kanne, warum war ich nicht vorsichtiger beim Einschenken? — Nein! auch wenn mir das Schlimmste wiederfährt, ich habe es verdient. Die Mama soll alles erfahren, so bald sie nach Haus kommt; mag sie mich strafen, es mag seyn, nur ihr Vertrauen und ihre Liebe soll sie mir nicht entziehen.

Madam Helmreich kam abends nach Hause, aber Lorchen flog nicht mit einem Kuß in ihre Arme, wie sie sonst immer zu thun pflegte. Sie näherte sich ihr langsam und mit rothen Augen. Die Mutter merkte sogleich, daß etwas vorgefallen war, und fragte, was ihr wäre?

Da bekannte Lorchen unter Thränen der Reue die ganze fatale Geschichte, und gestand ihre Schuld.

Im ersten Augenblik war Madam Helmreich ihres Unmuthes nicht mächtig. Sie machte ihr bittere Vorwürfe, und wollte sie nicht mehr vor Augen sehen.

Als aber die ersten Aufwallungen des Zorns sich gelegt hatten, söhnte Lorchens freiwilliges Be-

kenntniß und ihre Treue, sie wieder nach und nach mit ihr aus, zumal da sie von der Magd hörte, wie entschlossen diese alle Schuld auf sich geladen, wie standhaft sie sich geweigert hatte, ihre Zuflucht zu einer Lüge zu nehmen.

Sie ließ sie wieder vor sich kommen. Meine zerbrochene Theekanne, sprach sie, schmerzt mich freilich sehr; aber meine Zufriedenheit mit deiner Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, ist größer als mein Schmerz. Komm also an meine Brust, und gelobe mir aufs neue, immer gut und der Wahrheit und Tugend treu zu seyn.

Lorchen fiel ihrer Mutter um den Hals, besiegelte ihr Versprechen mit einem Kuß, und wurde ihrer Zusage nie ungetreu.

Laß nie die Unschuld, nie die Wahrheit sinken,
Was auch der Haufe zu dir spricht;
Und würden dir der Freude Götter winken,
Und könnt'st du aus des Glükes Schaale trinken,
Verläugne beide nicht.

15.

Ferdinand und Haubold.

Ferdinand hatte seine Aeltern, seine Lehrer, seine Freunde nie belogen; man glaubte ihm daher unbedingt, und seine bekannte Wahrheitsliebe kam ihm oft sehr wohl zu statten.

Einst, da er mit seinen Büchern beladen in die Schule ging, wurde er von einem seiner Mitschüler, den er Tags vorher bei seinen Aeltern verklagt und ihm Strafe zugezogen hatte, mörderisch angefallen. Ehe er sich's versah, hatte er einige grimmige Faustschläge auf den Kopf und ins Gesicht. Er sprang zurük, und da sein unversöhnlicher Feind immer wüthiger auf ihn eindrang, hielt er ihn ein eisernes Lineal vor, das er in der Hand trug. Der andere suchte es ihm zu entreissen, aber so ungeschikt, daß er sich selbst damit die halbe Stirn aufriß.

Sogleich strömte ihm das Blut über das Gesicht herab, und er erhob ein Zetergeschrei.

Ferdinand lief erschroken in die Schule, und erzählte todtenbleich dem Lehrer den Vorfall. Kaum aber hatte er angefangen zu reden, so trat Haubold

(so hieß der Junge) in das Zimmer, und unterbrach ihn durch sein Schluchzen, Schreien und Wehklagen. In einem Augenblik war er von allen Schülern umgeben, und niemand achtete mehr auf Ferdinand: selbst der Lehrer hatte nur Augen für Haubolds Blut und Wunden: er band ihm selbst ein Tuch um den Kopf, ließ ihm das Gesicht abwaschen, und ihn von einigen Schülern nach Haus führen.

Ferdinand sah alles in der Ferne mit an und weinte.

Erst jezt, da Haubold fort war, wurden wieder alle Augen auf ihn gerichtet. Alle erwarteten für ihn eine exemplarische Strafe; Ferdinand aber bat den Lehrer, ihn nicht ungehört zu verurtheilen, sondern ihm zu erlauben, den ganzen Hergang der Sache der Wahrheit gemäß zu erzählen.

Der Lehrer fand dieß billig, und nun erzählte Ferdinand gewissenhaft die ganze Geschichte, und betheuerte mit Thränen seine Unschuld.

Indeß er aber noch redete, traten die Schüler herein, die Haubold nach Haus begleitet hatten.

Nein, nein! schrien sie, Herr Rektor, alles ist nicht wahr: Haubold hat ihn nicht angefallen, sondern er ist selbst von ihm angegriffen worden, und da er sich nun wehrte, so brachte ihm Ferdinand

recht boshaft mit seinem Lineal die große Wunde an der Stirn bei, und Haubold glaubt, er habe ihm so gar das Auge ausstechen wollen. Wir waren zugegen, wie Haubold alles seinen Aeltern erzählte.

Der ganze Vorfall ist mir sehr leid, sprach der Lehrer; aber Haubold hat mich hundertmal und Ferdinand nie belogen. Haubold ist überdem als ein unruhiger Kopf und als ein Schläger bekannt. Ich bin daher viel mehr geneigt, dem Ferdinand zu glauben, als ihm, und ehe ich ganz überzeugt bin, daß Haubold der unschuldige Theil war, darf Ferdinand keine Strafe bekommen.

Indem er so redete, klopfte jemand an die Thür. Es war ein Nachbar, der von seinem Fenster herab den ganzen Vorgang vom Anfang an mit angesehen hatte. Der blutige Ausgang der Schlägerei machte ihn besorgt, für den ganz unschuldigen Ferdinand; er kam daher, und erstattete dem Rektor einen treuen Bericht von der Sache, der ganz mit Ferdinands Erzählung übereinstimmte. Der Rektor freute sich außerordentlich, Ferdinands Unschuld und seine gute Meinung von diesem Knaben bestätiget zu sehen.

Seht, redete er seine Schüler an, wie gut es ist, immer der Wahrheit treu zu bleiben. Hätte ich nicht Ferdinand als einen Wahrheits liebenden Knaben

und Haubold als einen Lügner erkannt, so hätte ich leicht durch das Blut und die Wunde, die ich sah, zu einer übereilten Strafe verleitet werden, und den Unschuldigen mit dem Schuldigen verwechseln können. Der Schein war ganz wider Ferdinand, aber mein Zutrauen zu seinen Worten hat ihn gerettet. Nehmt daher alle ein Beispiel an ihm, und weicht nie einen Finger breit von der Wahrheit ab.

Indeß er noch redete, kam ein Billet von Haubolds Vater, worin er auf Ferdinands exemplarische Bestrafung drang. Der Rektor ging aber, in Bekleidung des Nachbars, selbst zu ihm, enlarvte den Lügner, beschämte ihn, und erfüllte den Vater mit solchem Unwillen gegen seinen unwürdigen Sohn, daß er ihn nicht mehr sehen wollte, und ihm schwur, die nächste Unwahrheit, auf der er sich betreten lassen würde, auf das unerbittlichste zu strafen.

Der Wahrheit und Gerechtigkeit
Der schwör ich Treu auf immer!
Vergebens lokt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sey noch so schlimm, Gefahr und Noth,
Verachtung selbst und schnöder Tod:
Unredlich seyn ist schlimmer.

16.

Franz der Gärtner.

Franz, ein armer Gärtnerjunge, arbeitete sich durch Verstand, Geschicklichkeit und Geschmak so empor, daß er mit einem starken Gehalt zum Hofgärtner eines ehemaligen Königs von Frankreich ernannt wurde. Auf einem undankbaren Boden legte er die prächtigsten Gärten an, und unter seinen Händen wurde eine Wüste zum Paradies. Niemand war ihm an Kunst und Sinn für Schönheit zu vergleichen, als ein Baumeister, der neben ihm arbeitete und in seinem Fach gleich große Wunderdinge verrichtete.

Oefters wurden beyde von dem König aufgesucht, und nicht selten ging er Stunden lange in ihrer Mitte spazieren, und besprach sich mit ihnen über die neuen Anlagen in seinen Gärten und seine Gebäude, rühmte, was sie bereits ausgeführt hatten, und ermunterte sie durch sein Lob zu neuem noch größerem Eifer.

Es ist gewiß, sprach er einst zu ihnen, kein Künstler in der Welt würde euch übertroffen haben;

alles was ihr ausführt, ist edel und schön; nehmt meinen Dank.

Noch viel schöner und edler aber ist es, sprach Franz, daß ein so großer Monarch mit so vieler Herablassung mit seinem Maurer, mit seinem Gärtner spricht. Wenn wir Wunder thun könnten, o großer König, wie würden sie im dankbaren Gefühl für so viele Gnade verrichten.

Wirklich suchten von dort an beide sich selbst zu übertreffen; beide machten sich als Künstler berühmt in ganz Europa.

Der König, welcher Verdienste in jeder Volksklasse zu schäzen wußte, erhob Franzen aus eigenem Antrieb in den Adelstand, zierte ihn mit einem Ordensband, und forderte ihn auf, sich selbst ein Wappen zu wählen.

Mein Wappen, sprach Franz, gerührt von so viel neuer Gnade, mein Wappen ist längst schon gewählt. Ein Spaten, drei Schneken und drei Krautshäupter. — Könnte ich, gnädigster König, jemals meinen Spaten vergessen? Verdanke ich nicht ihm alles, was ich bin, alles was Eure Majestät für mich thaten? Nein, ewig soll mein Wappen mich, wenn ich es in meinem neuen Stand vergessen sollte, erinnern, daß ich einst nichts als ein armer Gärtnerjunge war.

Den König gefiel eine so bescheidene Antwort ungemein; und er rühmte solche, wie sie es verdiente. Dieser König war Ludwig XIV, sein Gärtner war Le Nôtre, und sein Baumeister Mansard, der Erfinder der nach seinem Namen genannten Mansarden oder gebrochenen Dächer.

17.

Der Wilde.

Ein Reisender irrte einsam in den Einöden von Florida, und suchte Kräuter und Blumen, denn er war ein Kräuterkenner und ein Naturfreund.

Unversehens sprengte unweit von ihm ein Amerikaner mit wildem Blik über den Weg, und ein Feuergewehr hing über seinem Rüken.

Der wehrlose Reisende erschrak und verstekte sich hinter einem Baum; allein der Reiter hatte ihn bemerkt; er lenkte sein Roß um, und sprengte gerade auf ihn los.

Wer bist du? rief er ihn mit grimmiger Geberde spanisch an.

"Ich bin, wie du siehst, ein Kräutersammler, antwortete der Fremde, so unbefangen er konnte."

Du bist ein Europäer, erwiederte der Amerikaner mit funkelnden Bliken, indem er wild sein Gewehr auf der Schulter hin und her warf, du bist folglich mein Feind, und du mußt sterben.

Ich bin nie ein Feind der Amerikaner gewesen, versezte der Reisende, dem das Herz gewaltig pochte; nie habe ich dich oder einen deiner Brüder beleidigt; ich achte sie im Gegentheil und suche ihnen zu dienen, wenn ich kann.

Ja, so sprecht ihr, ihr Schlangen, wenn ihr in unserer Gewalt seyd; ganz anders aber ist es, wenn wir uns in der eurigen befinden. Haben mich nicht erst heute noch deine Landsleute in der Stadt von dem Pferde gerissen, und mich mißhandelt wie einen Hund? Haben sie mich nicht in dem Koth herum geschleppt und mit Füßen getreten, und das alles, weil ich mich nicht wollte von ihnen betrügen lassen? — Nein, ich hab' es bei dem großen Geist geschworen, den ersten Spanier, der mir auf meinem Wege begegnen würde, dafür zu erschießen.

Bei diesen Worten tummelte er wüthend sein Pferd, nahm das Gewehr von der Schulter und wollte anschlagen. Auf einmal aber besann er sich. Nein, sprach er ruhiger, indem er absezte und den Hahn abspannte, an Ungerechtigkeiten hat der große Geist keinen Gefallen, er haßt und bestraft sie an

euch und an uns. Du warest keiner von meinen Beleidigern, du darfst daher nicht für sie büsen. Laß uns Freunde seyn und folge mir, wenn du meinen Worten traust, in meine Hütte die nicht ferne von hier ist.

Hier bot der Amerikaner dem Europäer die Hand, und ob diesem gleich noch nicht ganz wohl zu Muthe war, so nahm er doch die Einladung an. Immer aber ängstigte ihn unterwegs der Gedanke, der Indianer möchte ihn nur in einen Hinterhalt zu loken suchen, um ihn desto sicherer ermorden zu können. Mitten im Gespräch verfiel er öfters in Tiefsinn und antwortete ganz zerstreut auf die Fragen des Reiters.

Allein der Mann meinte es redlich.

Liebevoll sprangen diesem, als er sich der Hütte näherte, seine drei Kinder entgegen, und freundlich empfing ihn sein Weib an der Thürschwelle. Er stellte ihr den Fremden vor, und forderte sie auf, ihn mit dem besten was sie vermochte zu bewirthen.

Sogleich brachte sie ein angenehmes Getränke, aus Honig und Wasser, und stopfte ihrem Gatten die Friedenspfeife.

Wenn nämlich die Nordamerikaner ein Freundschaftsbündniß mit jemand schließen, so lassen sie, zum Zeichen ihres Bundes, die Pfeife unter sich

herum gehen; jeder schmaucht einige Züge; und von jener Stund an sind sie Freunde und Brüder. Die Friedenspfeife ist ihnen heiliger, als uns Europäern unsere Schwüre.

Der Fremdling wußte dieß, und nun schwanden mit einemmale alle Sorgen. Er herzte liebreich die Kinder des kupferfarbigen Mannes, die an ihm herum schmeichelten, und der Vater sah seinen Liebkosungen mit Wohlgefallen zu.

Indessen kam das junge Weib zurük, und brachte Ueberbleibsel von gebratenen Truthühnern, die dort Heerdenweise in den Wäldern umher schwärmen und die Vögel der Weißen genannt werden. Auch wurden, dem Fremden zu Ehren, Fische gebraten und alles aufgeboten, was das gastfreie Haus vermochte.

Mit Rührung und Dankbarkeit sah dieser das allgemeine Bestreben der Familie, einen Menschen zu ehren, von dessen Landesbrüdern erst heute der Hausvater auf das schmählichste mißhandelt worden war. Wo ist unter uns Christen, dachte er im Herzen, der Mann, der das Gebot des Evangeliums: Segnet die euch fluchen, thut wohl euern Beleidigern, auf eine so menschenfreundliche Art erfüllte? Gewiß aber sieht die Gottheit von Him-

mel herab, mit Wohlgefallen auf diesen Wilden, und richtet ihn einst, wie er hier gerichtet hat.

Er drükte beim Abschied seine Achtung für den braven Mann, so stark er es vermochte, durch seine Worte aus, und hinterließ ihm, zum Pfand seiner Freundschaft, ein kleines Geschenk an Fischangeln, welche für die Floridaner einen großen Werth haben; die freundliche Frau aber beschenkte er mit europäischen Nadeln, die mit Wohlgefallen aufgenommen wurden. Immer trug er dergleichen Kleinigkeiten bei sich, um sich Freunde damit unter den Landesbewohnern, zu machen. Für die Kinder hatte er aber nichts als Küsse.

Zwar pflegt man wohl die Redlichkeit
Nicht stets nach ihrem Werth zu lohnen,
Doch tröste dich, denn Selbstzufriedenheit,
Die Tugend uns gewährt, hat höhern Werth
als Kronen.

18.

Emma und Johanna.

Herr Bernard, ein reicher Kaufmann zu Lyon, hatte zwei Töchter: Emma und Johanna. Beide wurden mit gleicher Sorgfalt erzogen, und in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet. Emma hatte aber wenig Sinn für sizende Geschäfte; sie schwärmte lieber dem Vergnügen nach, machte Besuche und Lustpartien, ging auf alle Bälle, in alle Komödien, und vertändelte ihre Zeit.

Johanna hingegen saß lieber zu Haus und übte sich im Nähen, Striken, Stiken; sie verfertigte die niedlichsten und geschmakvollsten Arbeiten, die jedermann mit Wohlgefallen betrachtete. Erst, wenn sie gegen Abend müde war, suchte sie Erholung in den gesellschaftlichen Freuden, und weil sie sich nicht darin übersättigte, so genoß sie immer ungleich mehr Vergnügen als ihre Schwester.

Emma empfand sehr oft Langeweile und Ueberdruß. Sie wußte nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte, ehe die Stunde zum Ball, zur Visite oder zum Schauspiel schlug. Gleichwohl spottete sie der Arbeitsamkeit ihrer Schwester, und nannte

sie eine Stubensizerin. Bist du nicht eine Thörinn, sprach sie öfters, daß du dich an den schönsten Tagen in einen Winkel sezest und arbeitest, als ob du mit Nähen, Striken und Stiken dein Brod verdienen solltest? Ist unser Vater nicht ein reicher Mann? Können wir dergleichen langweilige Arbeiten nicht mit geringen Kosten von andern verfertigen lassen, und daher unseres Lebens froh werden?

Gerade um meines Lebens froher zu werden, arbeite ich, erwiederte Johanna. Alles bei mir hat seine Zeit; Musik, Lektüre, Schreibeübungen, Handarbeiten und Vergnügungen. So verstreicht mir der Tag unvermerkt, ich habe nie Langeweile, und bin zu Hause und außer Hause immer heiterer als andere, die im Müßiggang ihr Leben hinbringen. Ueberdem kann man nicht wissen, wozu es einst gut ist, wenn man sich nüzliche Kenntnisse erwirbt.

Johanna hatte recht, und bald überzeugte eine traurige Erfahrung die unbedachtsame Emma, wie sehr zu wünschen gewesen wäre, daß auch sie ihre Zeit besser angewandt haben möchte.

Es brach nämlich die französische Revolution aus. Die Stadt Lyon wurde von der republikanischen Armee belagert, erobert, zum Theil niedergebrannt. Zu tausenden wurden die rechtlichsten Bürger guillotinirt, erschossen, ersäuft. Auch der brave Bernard

verlor,

verlor, als ein treuer Anhänger des Königs, sein Leben und sein ganzes Vermögen. Madam Bernard konnte von Glük sagen, daß sie mit ihren zwei Töchtern und einem kleinen Theil ihres Schmukes, das Leben davon brachte, und glüklich die Grenze erreichte.

Sonst lebten sie in dem größten Ueberfluß, jezt hatten sie nur Aussichten auf die bitterste Armuth. Die wenigen Kostbarkeiten, welche sie gerettet hatten, waren bald verzehrt. Wovon sollten sie nun leben?

Doch der Schaz, den Johanna in ihrem Vaterhause gesammelt hatte, war unerschöpflich. Nie hatte sie die Arbeit zum Vergnügen gescheut, jezt arbeitete sie zum Unterhalt ihrer Mutter, ihrer Schwester. Bald wurde an dem Ort, wo sie sich niedergelassen hatten, ihre Geschiklichkeit bekannt: jedermann suchte sie zu benuzen. Von allen Seiten strömten ihr neue Kunden zu, und bald hatte sie mehr Geschäfte, als sie allein versehen konnte.

Indeß sie an ihrem Arbeitstischchen emsig mit Stiken und Nähen beschäftigt war, besorgte ihre Mutter die Küche, und Emma — mußte Holz und Wasser zutragen. War dieß geschehen, so präsentirte Emma sich am Fenster, und beantwortete die Grüße der vorbeigehenden jungen Herren.

Der Ertrag von Johannens Arbeit war hinreichend, sie alle dürftig zu ernähren, nicht aber Schauspiele und Bälle zu besuchen; und zu Spaziergängen war wenig Zeit. Emma empfand daher die bitterste Langeweile. Bisweilen forderte Johanna sie auf, ihr zu helfen, aber sie war so ungeschikt, und die Nadel ekelte sie an!

Unglüklicher Weise raffte jezt eine tödliche Krankheit die alte Mutter hin, und strekte ihre thätige Schwester, sechs Wochen lang, auf das Krankenlager. Alles, was sie hatten, mußte verkauft werden: kaum blieb ihnen ein Kleid sich zu bedeken, und schon mußte die stolze Emma wohlthätige Menschen um Unterstüzung ansprechen.

Dieses Unglük brachte sie zur Besinnung. Wie würde dir es ergehen, dachte sie, wenn auch die Schwester deiner Mutter nachfolgte! Du müßtest in frühen Jahren schon dein Brod betteln. Mit heißen Thränen beweinte sie die üble Anwendung ihrer Zeit in der Jugend, und als ihre Schwester wieder ihre Gesundheit erlangte, begab sie sich, gleich einer Schülerin, bei ihr in die Lehre, und suchte nachzuholen, was sie in der Jugend versäumt hatte.

19.

Die sparsame Kost.

Wilhelm und Gregor, waren die einzigen Söhne des Herrn Maurer, eines sehr wohlhabenden Mannes zu Hamburg.

Herr Maurer liebte seine Kinder zärtlich; er sparte daher nichts sie gut zu erziehen, und hielt ihnen mit großen Kosten die besten Lehrer. Sie hatten Lehrstunden vom Morgen bis zum Abend, und da es ihnen nicht an Talent fehlte, so bekamen sie bald sehr viele Bildung, und jedermann merkte und lobte ihre Fortschritte.

So freigebig aber Herr Maurer auf der einen Seite war, so sparsam war er auf der andern. Sein Tisch wurde kaum einmal in der Woche mit einer Schöpsenkeule oder einem Kalbsbraten besezt; selten sah man auf demselben gebakene Fische, Turten oder Kuchen, und beinahe nie Repphühner Wachteln, Schnepfen, und andere solche Lekerbissen: Seine gewöhnliche Kost war Suppe, Zugemüse und Fleisch. Damit begnügte er sich und seine Gattin; Wilhelm und Gregor waren aber nicht damit zufrieden.

Sie schwiegen gegen ihren Vater. Zur Mutter aber sprachen sie öfters: Werden wir denn nicht erzogen wie die Kinder eines Bettlers? Es geht ja in dem geringsten Hause kaum armseliger her, als in dem unsrigen. Kommen wir um Mittagszeit zu Nachbar Röder oder Scheller, so sehen wir vier, fünf Gerichte aufsezen, eines delikater als das andere, und dazu kommt dann noch der beste Wein, und jede Woche zwei bis dreimal Kuchen, oder Turten, oder Pasteten. Dann sollten Sie die Stüke sehen, die ausgetheilt werden! Da habe ich Respekt! Aus einem einzigen könnte man drei Portionen machen, wie wir sie bekommen. Sehen Sie Mutter, das heißt man leben. Bei uns aber ist es das ewige Einerlei: Immer und immerfort Suppe, Gemüse und Fleisch, zur Abwechslung allenfalls Erdäpfel, und sehr selten Braten. Ist es denn nicht eine Schande für einen so reichen Mann, wie der Vater, daß es so armseelig bei uns zugeht? Anstatt uns den ganzen Tag mit Lernen zu plagen, wäre es ja gewiß viel besser, einen Theil von dem Gelde, welches das kostet, auf einen bessern Tisch zu verwenden. Auf solche Art bekämen wir dann doch auch Zeit zum Spazieren gehen, und dürften nicht den ganzen Tag, bis zur einbrechenden Nacht, über den Büchern sizen.

Madam Maurer antwortete hierauf: Ihr urtheilt wie Kinder, und euer Vater handelt wie ein verständiger Mann. Er spart nichts, um euch gut unterrichten zu lassen, damit ihr euch dereinst selbst die Braten verdienen könnet, nach denen ihr so lüstern seyd. Wenn ihr in eurer Jugend mit Kartoffeln vorlieb nehmen lernt, so werden in der Folge die Schnepfen und Ortolanen ganz gewiß gehen; wenn wir euch aber schon in eurer Kindheit zu Lekermäulern machten, und ihr fändet es anderwärts nicht mehr, wie ihr es in eurem väterlichen Hause gewohnt waret, so würdet ihr euch für viel unglüklicher halten als jezt, denn in das schlechtere fügt man sich viel schwerer als in das bessere.

Wilhelm und Gregor schüttelten den Kopf, und waren sehr unzufrieden mit der Moral ihrer Mutter. Kurz darauf lasen sie aber in allen Zeitungen: "Es wird hiermit bekannt gemacht, daß den 16ten des künftigen Monats Februar, das Haus des hiesigen Bürgers und Hutfabrikanten, Philipp Jacob Röder, Schulden halber verkauft werden soll, es werden daher sämtliche Kaufliebhaber aufgefodert, sich an besagtem Tag auf hiesigem Stadtgericht einzufinden und ihre Gebote zu Protokoll zu geben."

Was, sagten sie, Herrn Röder wird Schulden wegen sein Haus verkauft! Und woher kommen denn diese Schulden?

Von dem guten Wein, der bei ihn getrunken wurde, antwortete die Mutter, von den vier oder fünf Gerichten jeden Tag, von den Turten, Kuchen und Pasteten. — Der gute Nachbar Röder war ein schlechter Rechenmeister und ein noch schlechterer Wirthschafter, er gab jährlich mehr aus als er einzunehmen hatte, und bedachte nicht das Ende.

“Aber, mein Himmel, was soll er denn mit sich und seiner Familie anfangen, wenn ihm sein Haus, seine Werkstatt, und alles genommen wird?„

Ich weiß es nicht, erwiederte Madam Maurer, aber bald wird sichs zeigen.

Wirklich erfuhr man bald, daß Herr Röder in die Werkstatt eines anderen wirthschaftlicheren Fabrikanten als Geselle eingetreten war, und seine Familie ein kleines Stübchen bezogen hatte, in welchem sie das armseligste Leben führte. Bald starb die Mutter, die etwas besseres gewohnt war, vor Gram und Sorgen. Die ältesten Töchter mußten sich als Mägde verdingen, und die Söhne sich als Lehrjungen in Häuser aufnehmen lassen, wo sie viel mehr Kartoffeln als Schnepfen zu essen bekamen.

Das schlimmste bei dem allen war, daß Röder auf sich und seine ganze Familie die Verwünschungen seiner Gläubiger lud, und sich mit den schändlichsten Namen mußte belegen lassen. In der ganzen Stadt war bekannt, daß sie ihr Vermögen verpraßt hatten, jedermann sah sie daher mit Verachtung an.

Das also ist der Ausgang, dachten jezt Wilhelm und Gregor, den es mit einer so guten Tafel nimmt. Nein, sagten sie, da meint es unser Vater besser mit uns, als Röder mit seinen Kindern. Wir wollen dankbar vorlieb nehmen mit der anständigen Kost, die wir in unserm älterlichen Haus geniessen, und Gott täglich bitten, daß er sie uns erhalte, und uns bewahre vor Demüthigung und Schande.

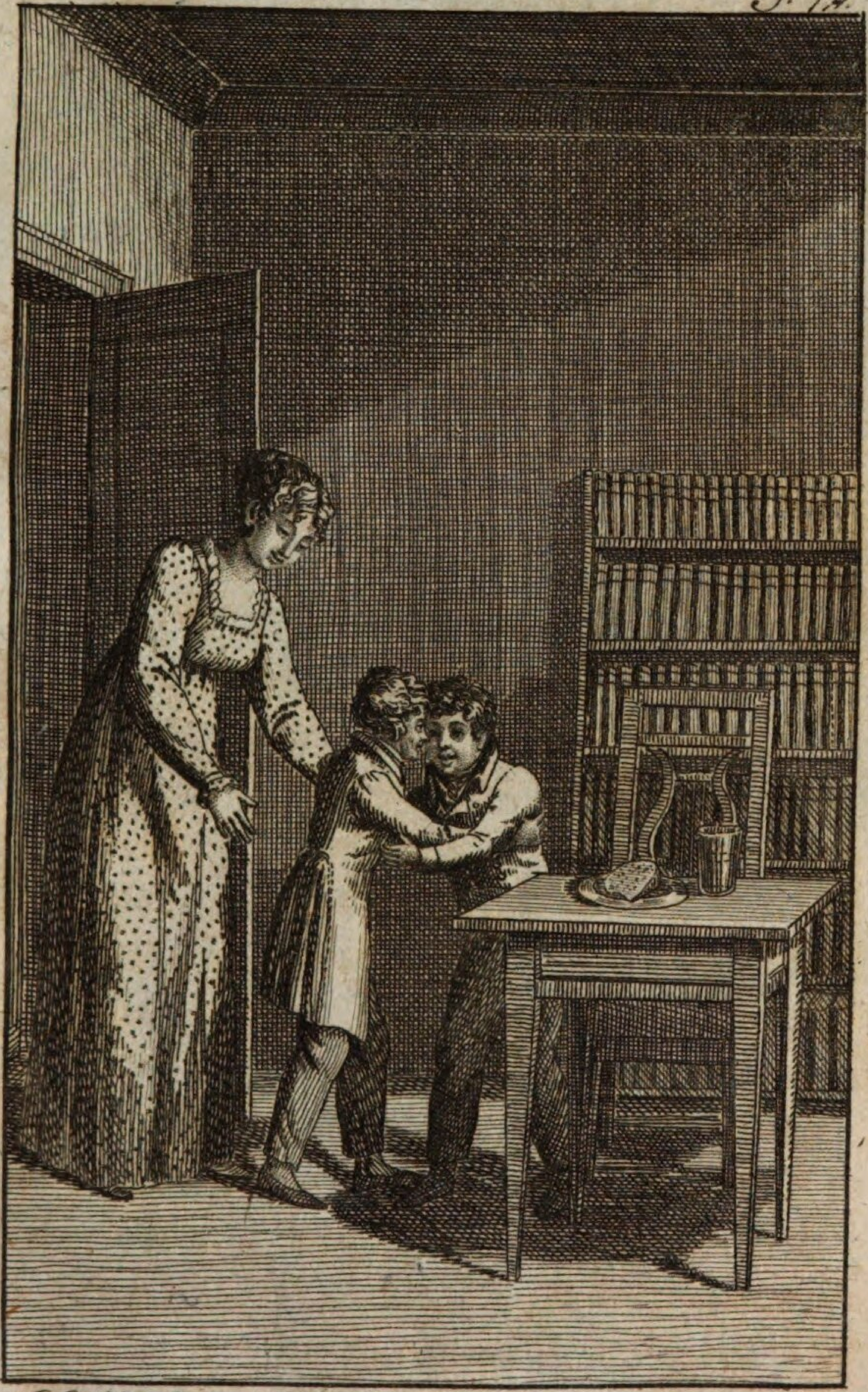
Noch mehr wurden sie in diesen lobenswürdigen Gedanken bestärkt, als das nächste Jahr auch Schallers Haus und Mobiliar-Vermögen feil geboten, und auch ihm von jedermann das Elend, in dem er künftig leben mußte, gegönnt wurde.

20.

Die beiden Freunde.

Theobald und Franz waren von Jugend an unzertrennlich; Kein anderer seiner Kameraden gefiel Franzen so sehr, als sein Theobald, keinen andern zog Theobald seinem Franz vor. Bekam Theobald Kuchen oder einen andern Lekerbissen, so schmekte er ihm nicht, wenn er ihn mit Fränzchen nicht theilte; ging Fränzchen mit seinem Vater über Land, so bat er immer um die Erlaubnis, auch Theobald mitzunehmen.

Franz war von Natur groß, schwach, zärtlich und schüchtern. Seine Schwäche und Furchtsamkeit machte stärkeren und streitfertigeren Knaben Muth, ihn zu neken, zu beleidigen, zu beschimpfen. Keiner ging auf der Straße vor ihm vorüber, ohne ihn mit einem Ekelnamen zu begrüßen. Der eine nannte ihn den langen Hans, der andere den Hasenkönig; der dritte gab ihm im Vorbeigehen einen Stoß, daß er oft in dem Koth taumelte; Und wenn nun Fränzchen aufstand und weinte, so verhöhnten ihn noch die andern, lachten ihn aus, und nannten ihn eine erbärmliche Klagemutter.



A: Gabler fec:

Franz fiel ihm weinend um den Hals
und küßte ihn

Dessen allen unterstanden sie sich aber nicht, wenn der rüstige Theobald in der Nähe war, denn nie gab er zu, daß Franz in seiner Gegenwart beleidigt wurde. Unterfing sich ein solcher Gassentrabant, ihm Schimpfworte zuzurufen, oder ihn auf andere Art zu neken, so fuhr er auf ihn los, pakte ihn bei dem Kragen und zerschlug ihn weidlich.

Freilich kam auch der arme Theobald öfters übel weg; denn wenn der Feinde mehrere waren, so fielen sie gemeinschaftlich über ihn her, und mißhandelten ihn unbarmherzig. Oft brachte er ein geschwollenes Gesicht voll brauner Fleken nach Haus; allein er achtete das nicht: Hatte er doch die Schläge seines Freundes wegen erhalten.

Einst, da sie einander zur Seite durch eine Straße gingen, wurden sie von einem Gassenjungen mit einem Stein begrüßt. Franz, der immer Muth fühlte, wenn Theobald in der Nähe war, hub den Stein auf, und warf ihn mit aller Gewalt, die sein Arm vermochte, nach dem Thäter zurük, aber mit solcher Ungeschiklichkeit, daß der Stein an ein Fenster fuhr, und zwei oder drei Scheiben zerbrach.

Kaum hörte er die Gläser klirren, so entlief er über Hals und Kopf.

Als Theobald den Bewohner des Hauses ergrimmt zur Thür heraus springen sah, hielt auch er

für gut auszureissen, und erreichte glüklich die Wohnung seines Vaters: allein der erzürnte Mann folgte ihm auf dem Fuß bis in das Zimmer der Mutter, und fing hier eine sehr unanständige Szene an. Er beschuldigte Theobalden, er habe ihm drei Scheiben eingeworfen und verlangte ungestümm die Bezahlung.

Theobald stand mit niedergeschlagenen Augen hinter dem Stuhl seiner Mutter, und antwortete nichts.

Sein Stillschweigen wurde für ein Geständniß angenommen. Er erhielt einen scharfen Verweis in Gegenwart des tobenden Mannes, und die Scheiben wurden bezahlt. Murrend und drohend ging dieser davon.

Als er weg war, erklärte Madam Reinhold (so hieß Theobalds Mutter,) daß Theobald zur Strafe für seine Ungebühr zwei Tage lang nicht ausgehen, und in dieser Zeit keine andere Nahrung als Wasser und Brod erhalten sollte.

Theobald verfügte sich still, und ohne sich zu verantworten, auf sein Zimmer und verkürzte sich die Zeit durch Arbeiten. Um die Mittagsstunde wurde ihm wirklich nichts als trokenes Brod gebracht, und er nahm es ohne Murren an.

Nach dem Essen erschien Franz und verlangte ihn zu sprechen; Madam Reinhold bedauerte aber, daß sie ihn nicht vorlassen könnte, denn Theobald sei in der Strafe, und dürfe heute und morgen nicht ausgehen und mit niemand sprechen.

Und warum denn, fragte Franz theilnehmend?

Weil er durch sein unartiges Werfen wieder Scheiben zerbrochen, und Klagen veranlaßt hat.

Ach, beste Madam Reinhold, schrie Franz, indem er mit beiden Händen die ihrige ergriff, das hat nicht der arme Theobald, das habe ich gethan. Ach Vergebung für mich und für ihn! Gewiß, blos allein nur mir Verdruß zu ersparen, hat er die That auf sich genommen. O lassen Sie mich zu ihm, daß ich ihm abbitte, daß ich ihm danke.

Madam Reinhold wußte nicht recht was sie glauben sollte, denn öfters schon hatte der eine Freund sich für den andern schuldig gegeben. In eben dem Augenblik aber wurde an die Thür gepocht, und es trat der Mann herein, dem das Fenster war eingeworfen worden. So ungestümm er sich diesen Morgen bewiesen hatte, so höflich und demüthig war er nun. Er machte gegen Madam Reinhold tausend Entschuldigungen wegen seiner Hize, und brachte ihr das Geld für die Scheiben wieder, weil es ihm gleich nach seiner Zurükkunft von

den Aeltern des wahren Thäters war zugeschikt worden. Er konnte nicht begreifen, warum Theobald so geschwiegen hatte, aber die gerührte Mutter begriff es wohl.

Sie führte Franz an der Hand in seines Freundes Stübchen, wo sie ihn noch bei seinem Stük Brod und seinem Glas Wasser antrafen. Franz fiel ihm weinend um den Hals und küßte ihn; noch viel süßer aber fand Theobald die Küsse seiner Mutter, die ihn stillschweigend an ihre Brust drükte und mit ihren Thränen beträufelte. Ihrem Herzen that es wohl, einen Sohn zu besizen, der in seinen Kindesjahren schon so empfänglich für Freundschaft war, so standhaft für seinen Freund zu leiden wußte. Was wird er nicht einst seinen Aeltern, seinen ersten und treuesten Freunden seyn! dachte sie.

Es versteht sich, das Theobald für sein Fasten reichlich entschädigt ward, und für seine edle Selbstverläugnung allenthalben, wo der Vorfall bekannt wurde, das schönste Lob erhielt.

Die Freundschaft, welche beide Knaben band, wuchs mit den Jahren und verläugnete sich nie. Franz kam als Mann in glüklichere Verhältnisse als Theobald, denn er hatte mehr Talente und vielvermögende Freunde; aber er rastete nicht eher, als bis er

auch seinem Franz eine einträgliche Stelle, und mit derselben ein angenehmes Daseyn verschafft hatte.

Vergessen und verlassen irrt
Der Pilger ohne Freund;
Die Thräne, die alleine fließt,
Ist martervoll geweint;
Das Epheu sucht sich einen Baum,
Die Rebe einen Stab,
Sonst sinken sie in Staub hinab
Und finden früh ihr Grab.

21.

Der Müller in Wassernoth.

Nach einem heißen Sommertag brach in Niedersachsen ein fürchterliches Gewitter aus. Ein Wolkenbruch ging nieder, und es ergoß sich ein solcher Plazregen, daß bald das ganze Thal einem großen See ähnlich war. Mitten in demselben lag an dem Fluß, der es durchströmte, eine Mühle, und hüflos sah der Müller, nebst seiner ganzen Familie. seinem Untergang entgegen, denn die Fluthen tobten fürchterlich den Strom herab, rissen eine Stüze nach der andern fort, drangen bis in das Haus,

und wühlten so gewaltig an dem Pfahlwerk, worauf es ruhete, daß bald das ganze Gebäude einzustürzen drohete. So oft es krachte, drängten schreiend sich die Kinder an ihre trostlose Mutter, die selbst vergeblich die Arme nach Hülfe ausstrekte, und den Himmel, der ihr nur mit Donnergebrüll antwortete, um Barmherzigkeit anflehte.

Der Müller arbeitete unten indessen mit seinen Knechten, was seine Kräfte vermochten, und war bemüht, die Gewalt des Stromes zu brechen: oder doch wenigstens die Bäume und das Gebälke, das von dem Wasser hergeführt wurde, und mit fürchterlicher Kraft an das alte Gebäude stieß, davon abzuwenden; allein umsonst. Es ist keine Rettung mehr, schrie er, und stürzte zu seiner Familie hinauf; ihr müßt es wagen, auf meinem Rüken über den Strom bis an jene Anhöhe zu schwimmen, oder ihr seyd alle verloren.

Rette deine Kinder, schrie die Müllerinn, oder nein, rette zuerst mich, denn wenn ich euch sollte vor meinen Augen ertrinken sehen, ich würde meinen Schmerz nicht überleben, ich würde euch nachstürzen, ehe die Mühle über mir zusammen fiele.

Mit rüstigen Arm ergriff er sein Weib, lud sie auf seine Schulter, nahm nebst ihr noch das jungste Kind aus der Wiege, und sprang mit seiner

theuern Bürde in die tobenden Fluthen. Die Frau klammerte sich fest an seinen Rüken; das Kind in seinem Küssen hielt er mit den Zähnen. Mit Mühe erreichte er weit unter der Mühle das andere Ufer. Er legte ohnmächtig Mutter und Kind auf den Rasen, und stürzte sich aufs neue in das Wasser.

Weinend strekten seine zurükgebliebenen Kinder die Hände nach ihm aus, denn immer fürchterlicher brausete der Strom, und nahm ein Stük von dem morschen Gebäude nach dem andern mit sich fort. Der Müller band sie in der Eile fest mit einem Strick auf seinen Rüken, und wagte sich aufs neue über den Strom.

Diese zweite Reise war schwerer als die erste; denn die Kinder betäubten ihn durch ihr Angstgeschrei, und hinderten durch ihr Anklammern seine Bewegungen. Dessen ungeachtet erreichte er glüklich das Ufer, sezte seine Bürde ab, und eilte seiner Frau zu, die noch ohnmächtig auf dem Rasen lag.

Sie fing an sich etwas zu erholen, und verlangte Stärkung. Ach, nur einige Tropfen Branntwein wenn er gehabt hätte! Wo sollte er ihn aber hernehmen, mitten unter diesen Greueln der Verwüstung, und von allen Menschen abgeschnitten?

Aengstlich blikte er hin und her. Noch stand seine Mühle: Kurz entschlossen, sprang er zum drittenmal in den Strom, und holte die Branntweinflasche. Kaum hatte er die Thür erreicht, so stürzte prasselnd das ganze Gebäude hinter ihm ein, und die Trümmer wurden den Strom hinabgetrieben.

Mit beklemmten Herzen schwamm er zurük zu seiner geretteten Familie, brachte dem lieben Weib die Stärkung, nach der sie sich sehnte; sah mit Thränen der Wehmuth allem was er sonst noch hatte in den Fluthen nach, und dankte dann wieder Gott, daß er doch wenigstens denen, die seinem Herzen am theuersten waren, das Leben gerettet hatte.

Seine heldenmüthige Entschlossenheit wurde bald durch die Zeitungen im ganzen Land bekannt. Der Fürst, dem sie zu Ohren kam, ertheilte Befehl, ihm seine Mühle wieder aufzubauen; wohlthätige Menschen steuerten zusammen und schikten ihm Geld zur Anschaffung neuen Hausrathes; sogar hartherzige Hofleute bemüheten sich, der Freigebigkeit des Regenten nachzuahmen, und den verunglükten biedern Müller mit ansehnlichen Geschenken zu unterstüzen.

Mehr brauchte es nicht. Der Fleis des braven Mannes, und die Sparsamkeit seiner Hausfrau,

thaten

thaten das übrige. Bald gelangte die Familie wieder zu ihrem vorigen Wohlstand, und nie betrachtete man die schöne neue Mühle, ohne sich der Geschichte ihrer Bewohner zu erinnern.

22.

Die Ohrfeige.

Peters Mutter hatte für ihr Gesinde und die Arbeiter, die das Jahr über in ihrem Hause beschäftiget waren, eine große Flasche Weichselbranntwein angesezt, die nach und nach ausgebraucht wurde. Als sie leer war, wurden die Weichsel herausgenommen, und die Flasche ausgeschwänkt.

Nach diesem Geschäfte ging die Mutter aus. Peter aber kam zufällig mit Friedrich, einem seiner Freunde, in die Kammer, und konnte nicht der Lust widerstehen, davon zu kosten. Zwar verzog er anfangs ein wenig den Mund, aber bald achtete er das Brennen auf der Zunge nicht mehr, er aß ein Halbduzend davon, gab auch einige seinem Begleiter, und nahm die ganze Tasche voll mit auf die Straße.

Je mehr Peter von diesen Weichseln aß, desto lustiger wurde er. Der Branntwein, von dem sie durchdrungen waren, that seine Wirkung; er fing an zu singen, zu tanzen und die tollsten Streiche zu unternehmen, die von seinen Kameraden herzlich belacht wurden. Bald aber ging er weiter; es verdroß ihn dieß und das; er fühlte sich stärker und muthiger als sonst; er nahm daher einen stolzen gebieterischen, schreienden Ton an, und da ihn Friedrich abhalten wollte, über einen andern seiner Freunde mit Faustschlägen herzufallen, erhielt er selbst eine derbe Ohrfeige von dem jungen Wahnsinnigen.

Von allen Knaben ausgelacht, zog Friedrich sich zurük. Zwar hätte er den Schlag leicht erwiedern können; er dachte aber im Herzen, der Junge ist berauscht, er weiß nicht was er thut; warum sollte ich als Freund diesen Schlag so übel nehmen? Durch Friedrichs Nachgiebigkeit wurde Peter noch muthiger; er beleidigte auch noch andere Knaben mit Schlägen. Diese aber waren nicht so vernünftig wie Friedrich. Sie standen einander gegen ihren gemeinschaftlichen Feind bei, warfen ihm ein paar Steine nach dem Kopf, und zerbläuten ihn jämmerlich. Peter wolle ihnen entfliehen, stürzte aber im Laufen auf einen Stein, und schlug sich einige Zähne aus. Betäubt von Schmerz und

Branntwein blieb er liegen, und spukte Blut. Niemand half ihm. Seine Feinde entliefen, als sie Blut sahen, und überließen ihn seinem Schicksal. Nur Friedrich allein blieb, und nahm sich seiner an. Er eilte in Peters Haus, erzählte dem Gesinde was vorgefallen war, und forderte es auf, den armen Verunglükten nach Haus zu tragen.

Dieß geschah. Er wurde zu Bette gebracht, und verfiel bald in einen tiefen Schlaf.

Noch war Friedrich bei ihm, als Peters Mutter nach Hause kam. Sie erfuhr von ihm mit Betrübniß den Vorgang; lobte ihn aber wegen seiner Enthaltsamkeit und seiner Freundschaft für ihren Sohn, und beschenkte ihn, zum Beweis ihrer Zufriedenheit, beim Abschied, mit einem schönen Stük Kuchen.

Nicht so gut erging es Friedrich den Tag darauf bei seinen andern Kameraden. Er hatte sich von Peter schlagen lassen ohne sich zu wehren; er wurde daher für eine feige Memme erklärt, und allgemein verspottet. Einer von den übermüthigsten wollte so gar zum Ritter an ihm werden, und reichte ihm, wegen eines kleinen Versehens, eine noch derbere Ohrfeige als Peter. Diese aber nahm Friedrich anders auf. Er fiel über seinen Beleidiger

her, und ließ ihm die Kraft seines Arms so derb empfinden, daß derselbe um Schonung bitten mußte.

Wisse, schrie Friedrich, indem er ihm den lezten fürchterlichen Schlag gab, daß ich zwar gern einem Freund verzeihe, der nicht weiß was er thut und mich nicht vorsezlich beleidigt, daß ich aber nie von muthwilligen Buben wie du, eine absichtliche Beleidigung ertrage. Ich will dir und allen andern zeigen, daß jeder, der mich aus bloßem Uebermuth antastet, ein Halunke ist, und ich mich vor keinem fürchte.

Mit diesen Worten ballte er drohend die Faust gegen alle seine übrigen Kameraden. Aber keiner nahm die Ausforderung an; alle schwiegen.

So zeigte ihnen Friedrich, wie sich Muth, Freundschaft und Edelsinn, Geduld in Ertragung unvorsezlicher Kränkungen, und wahres Ehrgefühl vereinigen läßt.

Es ist schön zu verzeihen; aber absichtliche Kränkungen kann man nicht hingehen lassen, weil man sich sonst neuen Mißhandlungeu aussezen würde.

Wie erging es aber unserm Peter? Er hatte drei Wochen lang so fürchterlich an seinen Zähnen zu leiden, daß er seine Naschhaftigkeit hundertmal bereuete. Mit Schmerz erinnerte er sich bei nüchter-

nem Muth, obgleich nur dunkel, wie sehr er sich gegen seinen Freund vergessen hatte, und tausendmal bat er ihn deshalb um Verzeihung.

23.

Näscherei und Diebstahl.

Um seinen Hang zur Näscherei zu befriedigen, erlaubte sich Christian allerlei kleine Diebstähle, die er nach seinem verkehrten Sinn nicht eben für eine große Sünde hielt.

Erst entwendete er seiner Mutter Obst, kalten Braten, und was ihm noch sonst schmekte, aus den Speisekammer; dann ging er mit einigen schlechten Freunden auf den Markt, und während diese zum Schein um Obst aus dem einen Korb handelten, stahl er, hinter dem Rüken des Verkäufers, ganze Taschen voll aus einem andern Korb, theilte es hinter einer Straßeneke mit seinen Spiesgesellen, und lachte der betrogenen Bauer aus. Kam eine Obsthändlerin in das Haus seiner Aeltern, so wurde sie sicher auf die eine oder die andere Art geplündert oder betrogen.

Dabei blieb aber Christian nicht stehen. Er vergaß sich so weit, daß er oft seiner Mutter Geld

entwendete, wenn er welches auf dem Tisch liegen sah, und dadurch veranlaßte er nicht selten großen Verdruß mit dem Gesinde.

Noch mehr, wenn er kein Geld haben konnte, färbte er mit Quecksilber Kupferheller oder Rechenpfennige weiß, lief abends, wenn es anfing dunkel zu werden, auf den Markt, und kaufte damit Aepfel und Birnen.

So ging er Schritt vor Schritt weiter im Diebstahl und Betrug, und bahnte den Weg zu Schimpf und Schande für sich und seine Aeltern.

Schon fing er an, nicht nur in seinem älterlichen Haus, sondern auch in fremden Häusern, das umher liegende Geld einzusteken. Anfangs hatte niemand Verdacht auf ihn; man hielt ihn für einen rechtlichen Knaben, und trauete ihm das Beste zu. Bald aber wurden die Taschenspielerstückchen, die er sich auf dem Markte erlaubte, ruchbar, und nun wurde man aufmerksam.

Eine Dame, deren Sohn er öfters besuchte, nahm sich vor, seine Ehrlichkeit zu prüfen. Sie legte einst, da man ihn erwartete, einige Groschen auf einen Tisch am Fenster, wo Christian sich am gewöhnlichsten aufzuhalten pflegte, ging erst unbefangen ab und zu, und ließ am Ende die beiden Freunde ganz allein in dem Zimmer.

Erst lange hernach kam sie wieder und sah sich um nach ihrem Geld. Wirklich war ein Groschen davon verschwunden. Sie fragte nach demselben, und keiner von den Knaben wollte etwas davon wissen.

Christian, sprach sie endlich, ich und andere haben schon bemerkt, daß öfters, wenn du bei meinem Theodor bist, Geld vermißt wird. Es ist uns allen bekannt, daß du auch deiner Mutter schon manchen Groschen entwendet hast, und kein Bedenken findest, Obst auf dem Markt zu stehlen, auch noch auf manche andere Art die Leute zu betrügen. Ich hielt dich daher schon länger für einen Dieb und einen schlechten Menschen. Um mich aber von deiner Nichtswürdigkeit erst völlig zu überzeugen, ehe ich dir mein Haus verböte, legte ich, um dich zu prüfen, vor einem Augenblik diese zwei Groschen hieher. Allem meinen Gesinde wurde verboten, das Zimmer zu betreten, niemand ist herein gekommen, als Theodor und du; niemand als einer von euch beiden kann daher auch das Geld genommen haben. Von meines Sohns Ehrlichkeit habe ich Beweise; er soll indessen seine Taschen zuerst umkehren; dann aber kommt die Reihe an dich.

Mit aller Freudigkeit und Ruhe, die ein gutes Gewissen gibt, wendete Theodor seine Taschen

um, und es fand sich nichts. Christian hingegen zauderte, machte Einwendungen, und erklärte, er habe nie etwas entwendet, und er werde sich einen solchen Schimpf nicht gefallen lassen.

Theodors Mutter war eine entschlossene und starke Frau. Sie hielt Christian mit dem einen Arm fest, fuhr ihm mit der andern Hand in die Tasche, und zog glüklich gleich auf den ersten Griff den Groschen heraus.

Christian wüthete und schrie, er habe ihn von seinem Vater erhalten; Madam Holberg aber trat damit an das Fenster, und fand sogleich das Zeichen, das sie an beide Geldstüke mit einer Feile hatte machen lassen.

Sie zeigte es Christian. Siehe, sprach sie, hier ist mein Merkmal, das Geld ist mein und du bist nunmehr ein überwiesener Dieb. Fort! den Augenblik aus meinem Haus und aus meinen Augen; stirb vor Scham, wenn du noch einen Funken Ehrgefühl hast, und betrete nie wieder meine Schwelle.

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür, und jagte ihn im Angesicht alles Gesindes, daß außen zusammengelaufen war, die Treppe hinab zum Haus hinaus. Nie durfte er sich wieder vor ihr bliken lassen.

Wie man leicht denken kann, blieb der Vorfall nicht verschwiegen. Die Mägde, die ihn mit angesehen hatten, erzählten ihn bei allen Krämern, Bekern und Fleischern. Bald wurde Christians Beschimpfung in der ganzen Stadt bekannt, und alle rechtliche Häuser wurden ihm verschlossen.

Anstatt sich zu bessern, ging er in seinem Hang zur Näscherei und zum Diebstahl, der eine Folge davon war, immer weiter. Er unterschlug die Monatgelder seiner Lehrer, nahm Geld aus der Kasse seines Vaters, borgte auf seine Aeltern, stahl sogar Wäsche und Kleidung in des Nachbars Haus, und brachte es am Ende dahin, daß er bei reiferen Jahren in die Hände der Gerechtigkeit fiel, und in Gesellschaft anderer Diebe in das Zuchthaus geschikt wurde.

Hier erinnerte ihn eine Tracht unbarmherziger Peitschenhiebe, die er von vierzehn zu vierzehn Tagen zu empfangen hatte, wie gefährlich es ist, wenn Kinder sich allzusehr ihrem Hang zur Näscherei überlassen.

24.

Die Unreinliche.

Wie ekelt mir nicht vor unreinlichen Kindern, sagte Madam Rosenhold in einer Gesellschaft, vor Mädchen und Knaben mit schmuzigen Händen, unreinem Gesicht, beflekten Kleidern, unausgekämmten Haaren, unbeschnittenen Nägeln, ungepuzten Zähnen! Unwillkührlich halte ich die Nase zu, wenn ich ein so stinkendes Wesen auf mich zukommen sehe; unmöglich könnte ich mich entschließen, ein solches Kind zu küssen!

Indem sie so redete, klopfte jemand an die Thür, und Amalie Gusmann trat mit einem Auftrag von ihrer Mutter herein. Da kommt warlich das Original zu dem Bild, das sie so eben entworfen haben, sagte halb laut eine Dame, und alle übrigen fingen an zu lachen. — Amalie merkte, daß es ihr galt, und wurde hochroth vor Scham und Verlegenheit.

Sie sammelte sich indessen, und näherte sich Madam Rosenhold, um ihr die Hand zu küssen; schnell aber zog diese Dame sie zurük, verstekte sie

unter eine Serviette, die sie vor sich liegen hatte, und rükte ihren Stuhl seitwärts.

Ein neues Gelächter der Gesellschaft und neues Erröthen von Amaliens Seite. Sie richtete stotternd den Auftrag ihrer Mutter aus, und entfernte sich so schnell sie konnte.

Weinend kam sie nach Haus zurük, und beschwerte sich bitterlich, über die Art wie sie aufgenommen worden war. Sie faßte den festen Vorsaz, nie wieder zu Madam Rosenhold zu gehen.

Auch der Mutter kam das Benehmen der Gesellschaft etwas unartig vor, sie vermuthete aber sogleich, daß Amalie durch irgend einen Fehler dazu Anlaß gegeben hatte.

Den folgenden Tag erhielt sie einen Besuch von einer Freundin, die auch bei Madam Rosenhold war, als Amàlia mit ihrem Auftrag erschien, und nun klärte sich sogleich die ganze Geschichte auf. Es wurde ihr unverhohlen in Amaliens Gegenwart erzählt, was Anlaß zu dem Gelächter gegeben hatte.

Amalie hätte vor Scham in den Boden sinken mögen. Erst vor einem Augenblik hatte sie wieder einen neuen Fleken in ihr Kleid gebracht, ihr Gesicht war ganz rußig, und ihre ungewaschenen Hände pichten noch von den Pflaumen, die sie schon vor einer Stunde gegessen hatte.

Du verdienst die Demüthigung, die du erfahren hast, sprach ganz gelassen die Mutter. Ermahne ich dich nicht täglich, dich reinlicher zu halten, dich zu waschen, zu kämmen, deine Zähne zu puzen! Hast du nicht schon unzählige Verweise und Strafen deswegen erhalten? Du hast aber uns alle nach und nach an dein schmuziges Aussehen so gewöhnt, daß es uns gar nicht mehr auffällt. Recht lieb ist es mir daher, daß du nun einmal erfahren hast, was es für einen Eindruk auf Fremde macht. Gib dich, wenn du willst, noch länger dem Spottgelächter preis, sei allen Menschen und dir selbst zum Ekel, nur sage nicht, daß ich es habe an Ermahnungen bei dir fehlen lassen.

Empfindlich beleidigt fuhr Amalie zur Thür hinaus, und schlug sie hinter sich zu, riß ihre Kleider, ihre Wäsche, vom Leib, und warf sie in eine Eke, stieß im Vorbeigehen ein Paar Stühle um, und geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Sie schien der Freundinn ihrer Mutter und durch sie der ganzen Stadt zeigen zu wollen, daß sie ein eben so böses als unreinliches Geschöpf sei.

Bald aber kam sie wieder zu sich. Sie fing an einzusehen, daß nur wahre und dauerhafte Besserung sie liebenswürdig machen könnte. Ihre Thränen floßen stiller; bald troknete sie sie ganz.

Sie ging, ohne etwas zu sagen, durch eine Hinterthür in die Küche, wusch sich Hände und Gesicht, kleidete sich um, und erschien bald darauf in einem ganz reinen Anzug vor der Mutter, die sie in Gegenwart der redlichen Hausfreundin wegen ihres unartigen Benehmens um Vergebung bat. Sie gelobte mit Mund und Hand Besserung, und hielt treulich ihr Wort. Von jener Zeit an wurde sie allen andern Kindern nicht nur als ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung im Anzug, sondern auch als ein Beispiel der Sanftmuth und Ehrerbietung gegen die Aeltern vorgestellt.

25.

Die Spötterin.

Kein Mädchen war schöner, geistreicher und belesener als Karoline; keine aber war auch mehr als sie zum Lästern und Spotten geneigt. An allen Menschen fand sie etwas zu tadeln, etwas zu belachen; selbst ihre besten Freunde und Freundinnen waren vor ihrer Kritik nicht sicher. An den untadelhaftesten Personen fand sie eine lächerliche Seite, und wußte sie andern eben so sehr zum Spott geneigten Personen bemerklich zu machen. Da fing dann ein Zischeln, ein Kikern, oft ein lautes Geläch‑

ter an, durch welches jedermann in Verlegenheit gerieth, denn auch diejenigen denen es nicht galt, bezogen es auf sich. Korolinens Einfälle waren oft wirklich wizig; sie wurden daher belacht, und das ermunterte sie noch mehr in ihrer Unart. Bald wurde es ihr ganz unmöglich zu schweigen; selbst in in der Kirche ließ sie sich durch die Heiligkeit des Ortes nicht abhalten, die Herren und Damen, die vor ihr saßen, der Reihe nach zu mustern, zu bespötteln und zu belachen. Selbst der Geistliche auf der Kanzel war vor ihren beissenden Anmerkungen nicht sicher, und wenn sie nach Haus kam, äffte sie seine Sprache, seine Art zu predigen, und seine Geberden auf das possirlichste nach.

Einst ging sie mit ihrer Mutter in das gewöhnliche Konzert, worin sich heute ein fremder Virtuose hören ließ. Wie immer sezte sie sich auf eine der vordersten Bänke, machte während der Sinfonie ihre Anmerkungen über das Publikum, und belachte diesen und den. Unter dem Gewühl der Instrumente hörte man aber ihre Glossen niche, und niemand achtete darauf.

Jezt kam die Reihe an den fremden Musiker der sich wirklich als einen sehr großen Künstler auf der Violin bewies, und den ersten Saz seines Konzertes zur allgemeinen Zufriedenheit spielte. Er

wurde daher auch am Schluß durch ein allgemeines Händeklatschen belohnt, und Kenner und Nichtkenner überhäuften ihn mit dem schmeichelhaftesten Lob.

Man schwieg, und er fing sein Adagio an. Nie hatte man etwas Schmelzenderes, etwas Ausdruksvolleres gehört: das Publikum war ganz Ohr, die Männer standen unbeweglich und hielten ihren Athem zurük; die Damen, welche sich bis dahin mit Striken beschäftiget hatten, ließen ihre Arme in den Schooß sinken, und lauschten. Nur Karolinens Geist allein war in diesem Augenblik mit etwas ganz anderem beschäftiget. Sie hatte unglüklicher Weise bemerkt, daß der Virtuose, so oft er gewisse Stellen mit Empfindung vorzutragen hatte, dabei allerlei sonderbare Bewegungen mit dem Kopf und den Füßen machte, und die Augen bisweilen ganz seltsam verdrehete. Sie stieß ihre Freundin neben ihr, und machte sie aufmerksam darauf. Anfangs lächelten sie nur ganz leise, bald mußten sie aber ihr Schnupftuch vor den Mund halten, und als endlich der Spieler in einer sehr ausdruksvollen Stelle, während welcher man keinen Athemzug bei den Zuhören bemerkte, seine Grimassen etwas übertrieb, konnte sie sich nicht länger halten und brach in ein schallendes Gelächter aus, wodurch der Violinspieler so aus der Fassung kam, daß er aufhören mußte.

Die Zuhörer wurden mit dem höchsten Unwillen gegen die ungezogene Lacherin erfüllt. Hinaus mit ihr, schrieen einige Stimmen, und viele andere widerholten, mit einem entsezlichen Geschrei, hinaus mit ihr!

Karolinens Mutter erschrak, und ihr selbst war ganz die Lust zum Lachen vergangen. Die Damen schrieen zwar nicht wie die Herren, aber ihre strafenden und verächtlichen Blike gaben genug zu erkennen, daß sie ihr diese Demüthigung gönnten. Sie riethen der Mutter, sich mit Karolinen zu entfernen, und um sie nicht noch größeren Beschimpfungen auszusezen, mußte sie sich dazu entschließen. Unter allgemeinem Hohngelächter verließ Karoline den Konzertsaal.

Doch diese Demüthigung war nicht genug: Sie hatte noch eine andere Kränkung zu erfahren, denn am folgenden Tag kam der Gesellschaftsdiener mit einem Schreiben von den Vorstehern, in welchem sie sie, in sehr starken Ausdrüken, ganz von der Gesellschfat ausschlossen.

Daß Schlimmste war, daß ihr von jedermann ihr Schiksal gegönnt wurde, denn durch ihre Spottsucht hatte sie sich die halbe Stadt zum Feinde gemacht.

26.

Noch eine Geschichte von Karolinen.

Karoline vergaß nur allzubald die erfahrne Demüthigung, und überließ sich aufs neue ihrem Hang zum Tadel und zur Spötterei.

Einst ging sie mit ihrer Mutter, und einigen Freundinnen ihrer Art, in einem öffentlichen Garten spazieren. Kein anderer Spaziergang war ihr so lieb wie dieser, weil sie auf keinem so viel Gelegenheit zu beissenden Bemerkungen und Stoff zu lachen fand. Jeder Vorübergehende wurde bekrittelt, und manche Personen ganz unbarmherzig mitgenommen. Karolinens wahrhaft komischen Einfälle machten ihren Begleiterinnen viel Vergnügen, und der Beifall, den sie fanden, schärfte ihren Wiz noch viel mehr. Selbst ihre Mutter konnte sich bisweilen des Lächelns nicht enthalten; im Herzen aber hatte sie durch die Schmähsucht ihrer Tochter ungemein zu leiden.

Sie sezten sich auf eine Bank nieder. Ihnen gegenüber saß schüchtern ein liebenswürdiges Mädchen, an der Seite eines alten Offiziers, der ihr Vater oder Oheim zu seyn schien.

Kaum hatte Karoline sie bemerkt, so machte sie dieselbe zu dem Ziel ihres Wizes. Ihre Kleidung, ihr Anstand, ihre Schüchternheit, jede Bewegung wurde belacht und ausgezischt. Die junge Unbekannte bemerkte die höhnischen Blike Karolinens, und das Lachen ihrer Freundinnen; sie schlug verlegen die Augen nieder. Ihre Verwirrung, ihre Aengstlichkeit, ihre Unruhe gab neuen Stoff zu Glossen, und sie wurden so laut gemacht, daß der alte Offizier einen Theil davon hörte. Seine junge Begleiterin bat ihn dringend zu gehen. Er stand auf und reichte ihr die Hand. Ehe er sich aber entfernte, führte er sie zu Karolinen. Mademoiselle, redete er sie an, ich bemerke mit Betrübniß, daß meine Tochter das Unglük gehabt hat, einer sehr liebenswürdigen Person zu mißfallen, und Sie sie seit einer halben Stunde zu einem Gegenstand ihrer ohne Zweifel sehr wizigen Bemerkungen machen. Haben Sie doch die Güte, ihr liebreich die Fehler anzuzeigen, die Sie an ihr gewahr werden, damit sie sie auf das schnellste ablegen, und wo möglich ein eben so vollkommenes Frauenzimmer werden kann, wie Sie.

An dem Ton des Offiziers, und einem gewissen Lächeln, womit er es begleitete, konnte man deutlich genug wahrnehmen, wie das Kompliment ge-

meint war. Er wollte Karolinen beschämen, und seine Tochter rächen.

Karolinen kam diese Anrede ganz unerwartet. Sie gerieth darüber in solche Verlegenheit, daß sie sich nicht zu helfen, und kein Wort zu antworten wußte.

Die Mutter nahm statt ihrer das Wort. Ich sehe nicht ein, sprach sie, was meine Tochter an einem so liebenswürdigen Wesen lächerliches entdeken kann. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich wünschte, meine Karoline hätte die Sittsamkeit, die Bescheidenheit, die interessante Schüchterheit Ihrer lieben Tochter; es sind das Eigenschaften, die bei mir viel mehr gelten als der ausgelassenste Wiz, womit man sich oft auf Kosten viel besserer Menschen vergnügt. Wie dem nun sei, ich danke Ihnen recht sehr für die Lektion, die sie meiner Karoline gegeben haben: Ich hoffe, sie werde zu ihrer Besserung beitragen.

Wie Schade ist es, fuhr der Offizier fort, daß ein so reizendes Frauenzimmer ihren schönen Mund durch solche Lästerungen verunstaltet. Ist es nicht unedel, eine Person, die man nie gesehen hat, von der man nie beleidigt worden ist, dem Gelächter Preis zu geben, und sich an ihrer Verlegenheit zu weiden? — Wer ihre Karoline blos sieht, Ma-

dam, wird Ihnen zu einer solchen Tochter Glük wünschen; wer sie hört, der wird Sie beklagen.

Der Offizier machte bei diesen Worten der Mutter eine ehrerbietige Verbeugung und entfernte sich.

Karoline war tief gebeugt, und wußte nicht vor Scham, wo sie ihre Augen hinwenden sollte. Sie fing an zu merken, wie gefährlich es ist, die Eigenliebe der Menschen zu kränken, und empfand an sich selbst, wie tief der Spott verwundet.

Das Aergerlichste dabei war, daß ihre vermeinte Freundinnen mit tükischer Schadenfreude die neue Demüthigung, die Karoline wiederfahren war, in der ganzen Stadt ausbreiteten, und jedermann laut darüber seine Freude bezeugte.

27.

Der Apfeldieb.

Wilhelm spielte gegen Abend ruhig mit seinen Brüdern in dem großen Zimmer. Da trat zornig die Mutter mit dem Licht herein, und fragte mit funkelnden Augen, wer sich unterstanden habe, ihren Küchenschrank zu öffnen? Ich hatte ihn auf das sorgfältigste versperrt, sagte sie; es muß nothwendig eines von euch hinter meine Schlüssel gekommen seyn; also nur gestanden, welcher unter euch hat es gethan? . . . Wollt ihr reden? . . . Aber wer verstekt sich den dort hinter seine Schwestern?... Ha, ha, es ist August. Nur hervor, nur hervor, Herr August; deine Röthe, dein Versteken, alles zeigt, daß du der Thäter bist.

Du also hast meinen Küchenschrank aufgeschlossen? Und warum?— Nur alles aufrichtig gestanden!

"Ach liebe Mutter! —„

Nur keine Lüge. . . .

"Nun ja, ich habe den Schrank aufgeschlossen. Nur einen einzigen von deinen guten Aepfeln wollte ich versuchen, nur einen einzigen, ich kann dir es versichern.„

Was! meinen Schlüssel zu nehmen, und Aepfel aus meinem Schrank zu stehlen.

"Ach nur ein einziger war es, und deine Schlüssel lagen ja auf dem Tisch. Ich habe aber recht gut wieder zugeschlossen, das kann ich dir betheuern; und wenn der Schrank offen war, so muß noch jemand anders darüber gewesen seyn.„

Nein, nein, der Schrank war verschlossen.

"Nun dann begreife ich nicht, wie du die Sache wissen kannst. Der Aepfel waren doch so viele . . .„

Die Diebe verrathen sich oft, ohne es zu ahnden. Wisse, kleiner Gauner, daß du einen Zeugen deiner That, die Kaze, in den Schrank eingeschlossen hast, von der mir mein ganzer Topf Rahm ausgetrunken worden ist. Ich hatte ihn auf diesen Abend zu einem Pfannenkuchen aufbewahrt; nun mög't ihr trokenes Brod und Wassersuppe essen.

Aber, liebe Mutter, hub Adelhaid an, wir andern alle sind ja unschuldig; warum sollen denn die Unschuldigen für den Schuldigen büsen?

Du hast Recht, antwortete die Mutter, die anfing sich etwas zu besänftigen; August allein hat gefehlt, er allein soll bestraft werden. Von seinem Wochengeld wird anderer Rahm gekauft, und den gestohlnen Apfel entbehrt er Morgen bei seinem

Nachmittagsbrod. Dieß alles aber ist bloser Schadenserfaz; zur Strafe seines Diebstahls geht er heute hungrig zu Bette.

August fand das alles außerordentlich hart. Nichts war aber billiger. Jeder Dieb ersezt vor allen Dingen den Schaden, und leidet dann erst noch die verdiente Strafe.

28.

Die Lügnerin.

Lottchen, einem sonst artigen und wohlzuleidenden Mädchen, war nach und nach das Lügen so zur Gewohnheit geworden, daß sie die Wahrheit gar nicht mehr sagen konnte.

Spielte sie in dem Nebenzimmer und verlor ihre Zeit, so antwortete sie der Mutter, auf die Frage was sie thäte, sie lernte ihre Lektion. Sah die Mutter aber nach, so fand sich, daß sie Bilderchen ausschnitt, oder Kleider für eine Puppe machte.

Fehlte in der Speisekammer Kuchen oder Obst, und der Argwohn fiel auf Lottchen, so betheuerte sie mit der äußersten Frechheit, sie habe nichts angerührt; oft aber zog sie in eben demselben Augen-

blik mit dem Schnupftuch, die gestohlnen Aepfel aus ihrem Arbeitsbeutel, und zu ihrer Schande rollten sie vor ihren Füßen in dem Zimmer umher.

Hatte sie, mit der ihr eigenen Unbedachtsamkeit, die Dinte über die Schriften ihres Vaters ausgegossen, so wurde die Schuld auf ihr Hündchen oder Kåzchen geschoben, und sie versicherte, daß sie das unartige Thier tůchtig dafůr gepeitscht habe.

War sie im Herumjagen mit ihren Gespielinnen an einem Nagel hangen geblieben, so hatten ihr immer ihre Freundinnen das Loch in das Kleid gerissen.

Hatte sie schon am zweiten Tag ihr ganzes Wochengeld vernascht, so versicherte sie, sie habe es den Armen gegeben, und bat sich von dem Vater anderes Taschengeld aus.

War sie nicht aufgelegt, ihre Klavier- oder Schreib- und Rechenstunde zu halten, so band sie ein Tuch um die Stirn, und klagte über unerträgliche Kopfschmerzen. — Kurz, sie behauptete beinahe immer das Gegentheil von dem, was sie war oder that, und brachte es am Ende so weit, daß sie selbst Gott in ihrem Gebet nicht mehr die Wahrheit sagte.

Ihre Aeltern betrůbten sich ungemein über diesen häßlichen Fehler ihrer Tochter: Aber nicht

nur die liebreichsten Vorstellungen, sondern auch die empfindlichsten Strafen waren umsonst.

Am Ende kam es dahin, daß ihr kein Mensch sogar die Wahrheit mehr glaubte, und das Gesinde, auf Befehl des Vaters, ganz das Gegentheil von dem that, was sie sagte.

Rufte Lottchen die Magd, so sah diese sie lächelnd an, und ging nicht vom Flek. Klagte sie über Kälte im Zimmer, so wurden sogleich alle Fenster geöfnet. Reichte sie ihrer Schwester Zuker oder andere Näschereien, so warf diese alles auf die Straße, weil sie besorgte, betrogen zu werden. Wäre Lottchen gern ausgegangen, so blieb ihr zur Liebe die Mutter zu Hause; und wünschte sie eine Komödie zu sehen, so führte sie der Vater spazieren. Klagte sie endlich über Zahn- oder Kopfschmerzen, so scherzte Vater und Mutter mit ihr, und machten alle ihre Freunde aufmerksam, auf das gesunde und muntere Aussehen ihrer Tochter.

Endlich aber wurde Lottchen wirklich gefährlich krank. Man ließ sie eine Zeit lang liegen, weil man glaubte, es sey Verstellung. In der Stille wurde aber doch auf Befehl der ängstlichen Mutter, ohne Vorwissen des Vaters, der Arzt geholt, und vor ihr Bett hingeführt.

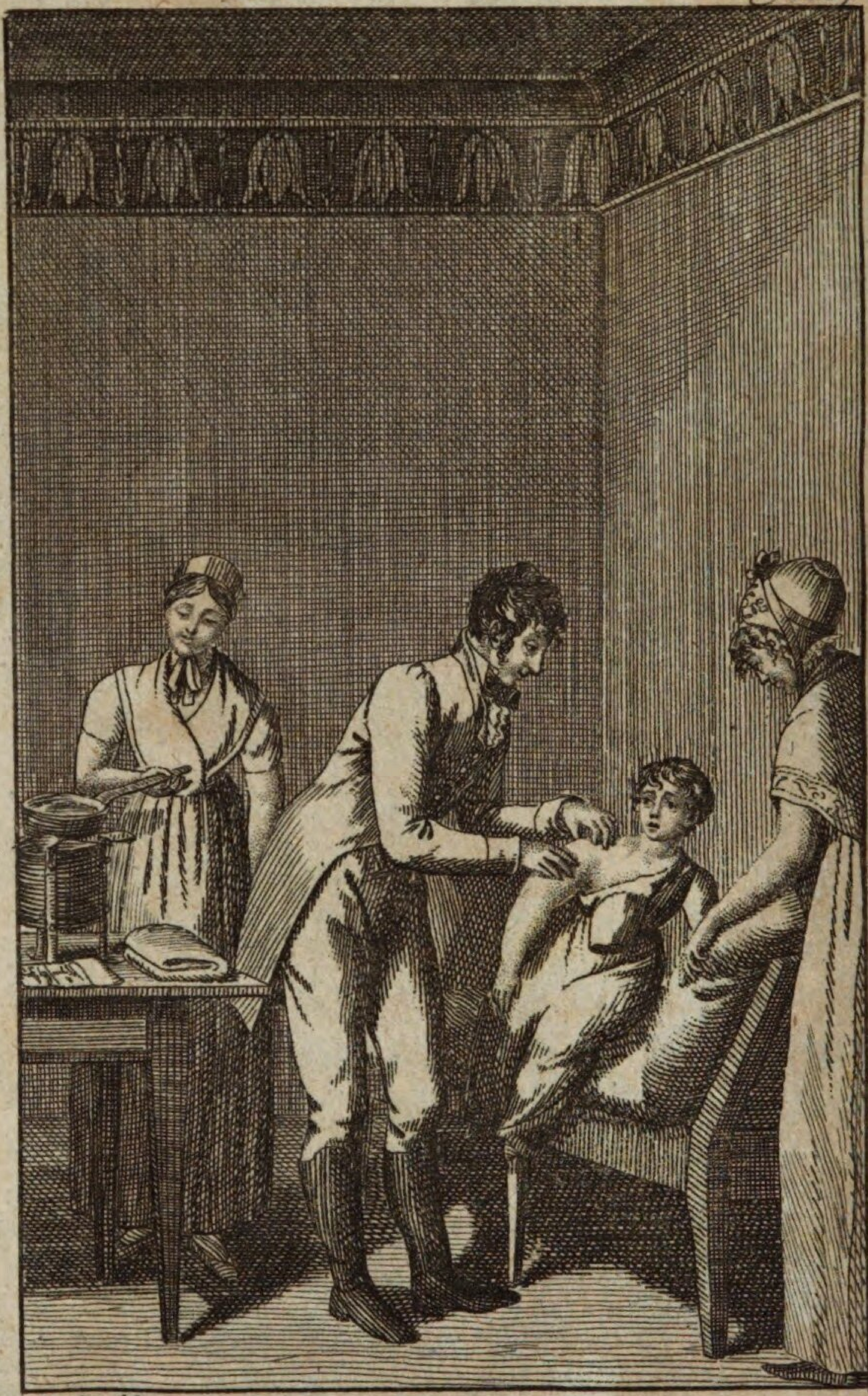
Untersuchen sie doch ein wenig den Puls dieser Scheinkranken, sagte der Vater, weil das Ungefähr Sie hieher führt. Ich besorge, sie möchte uns nach ihrer beliebten Art wieder einmal alle zum Besten haben, und sich besser befinden als wir, denn leider sagt das Mädchen schon seit langer Zeit kein wahres Wort mehr!

Der Arzt befühlte den Puls und zukte die Schultern. Nein! sagte er, dießmal ist es Ernst. Ihre Tochter ist wirklich gefährlich krank.

Wirklich, erwiederte der Vater? Wir glaubten in der That, es sey nur wieder eine Komödie. Aber so ist es, wenn man hintergangen wird: Man traut dann nicht weiter. Hätten Sie uns nicht zufällig besucht, so wäre sie vielleicht gestorben, ohne daß es mir eingefallen wäre, einen Arzt rufen zu lassen.

Lottchen hörte das mit an, und erschrak ein wenig über die Folgen, die ihre Gewohnheit zu Lügen haben konnte; aber sie besserte sich nicht.

Als sie wieder hergestellt war, stieg sie einst auf eine Leiter, fiel herab und brach den Arm. Sie erhob ein Zetergeschrei, aber man achtete nicht darauf und ließ sie liegen. Sie raffte sich auf und kam schreiend in das Zimmer. Zum Unglük waren die Aeltern ausgegangen, und das Gesinde wollte durchaus nicht glauben, daß der Arm gebro-



A. Gabler fec.

Unter entsezlichen Schmerzen mußte der Arm eingerichtet werden.

chen sei, bis endlich die Geschwulst so überhand nahm, daß man die Kleider aufschneiden mußte.

Erst jezt wurde der Wundarzt gerufen. Mit entsezlichen Schmerzen mußte der Arm eingerichtet werden; weil man aber wegen der Geschwulst die Knochen nicht mehr gut fühlte, wurden sie schief zusammengefügt, und Lottchen behielt lebenslang einen krummen Arm.

29.

Der Muthwillige.

August ließ weder Menschen noch Thiere ungenekt. Den Pferden, den Hunden, band er Dornsträuche an den Schwanz, und jubelte laut, wenn jene sich bäumten, ausschlugen, oder mit Wagen und Kutschen durchgingen, und damit gegen Häuser und Ekksteine rannten, oder die Hunde schreiend davon liefen, und sich vergeblich bemühten, den stechenden Strauch loszureissen. — Den Kazen klebte er Nußschalen an die Füße, oder haute ihnen den Schwanz ab, oder stürzte sie auf die Straße, wo sie nicht selten ein Bein oder eine Rippe auf dem Pflaster brachen. — Seinen Schulkameraden hing er Klet-

ten in die Haare, oder heftete von hinten zu, zwei und zwei an den Kleidern zusammen, oder kneipte sie unter dem Tisch, oder legte Pech auf die Bank, wo sie saßen und wollte sich zu todt lachen, wenn ein Stük von ihren Beinkleidern daran hangen blieb. — Bei den Nachbarn ging er des Nachts herum, schellte oder klopfte an ihren Häusern, oder warf Hände voll Erbsen an ihre Fenster, und lief dann davon. — Im Sommer war kein Vorübergehender von seinen Steinen, im Winter vor seinen Schneeballen sicher. Jedermann vorwünschte ihn als den bösesten und ungezogensten Jungen in der Stadt. —

Nicht selten wurde er von handfesten Männern, die er beleidigt hatte, ergriffen und weidlich ausgeklopft; aber er war des Schlagens schon so gewohnt, daß er es nicht mehr achtete. Endlich zog ihm jedoch sein unbändiger Muthwille ein Unglük zu, an dem er lebenslang zu tragen hatte.

Sein liebster Zertvertreib war, auf die ...
mauer zu steigen, durch die Sch...
übergehenden zu belausch...
hens, nach seinem Au...
Pelz zu werfen. ...
dem Thäter u...
gnügte ihn. ... solche Art
den Besizer ... Stadt-

mauern. Keinen Blumentopf ließ er ihm ganz, und oft schon hatte er ihm Löcher in den Kopf geworfen. Vergeblich waren die Klagen und Warnungen des Mannes. Je ungeduldiger, je wüthender er wurde, desto häufiger kamen die Steine. Endlich schwur der Mann in seinem Zorn; daß er eine Flinte mitbringen, und bei dem ersten Steinwurf auf ihn schießen würde.

August glaubte nicht, daß es ihm mit dieser Drohung Ernst sei; allein der Mann hielt Wort. Aus Schonung aber lud er sein Gewehr nur blind; es genügte ihm, dem muthwilligen Jungen Furcht einzujagen, und ihn abzuschreken, doch umsonst. Bald merkte August, daß es nur blinde Schüsse waren, und wurde unbändiger als vorher. Ein Stein, den er in den Garten hinabschleuderte, traf den Mann mit solcher Gewalt an die Stirn, daß er zusammen sank.

Fest entschlossen, seinen Feind nun nicht länger zu schonen, lud der Verwundete jezt seine Flinte mit Vogelschrot; allein August, der den Mann hatte fallen sehen, und anfangs besorgte, er habe ihn ganz todt geworfen, ließ sich lange nicht mehr auf der Mauer bliken. Erst nach einigen Wochen kam er wieder. Allein gleich bei dem zweiten Wurf feuerte

der ergrimmte Mann nach ihm, und schoß ihm das rechte Auge aus.

Schreiend lief August nach Haus zu seinen Aeltern. Alles wurde aufgeboten, ihn zu retten, aber umsonst. Er blieb lebenslang einäugig. Niemand bedauerte ihn; nur mit dem Mann der am Ende wieder seinen Willen dahin gebracht wurde, mit Schrot auf ihn zu schießen, hatte man Mitleid, denn er wurde wegen seiner That, zur Gefängnißstrafe verurtheilt.

So machte August, durch ungezügelten Muthwillen, sich und einen braven Mann, den Vater einer zahlreichen Familie, unglüklich.

30.

Der Jähzornige.

Benedikt besaß viele Eigenschaften, die ihn seinen Aeltern lieb machten; er war folgsam, bescheiden, lehrbegierig, fleißig; er besaß Verstand, Wiz und manche schöne Talente: Nur einen Hauptfehler hatte er an sich, der seinen Vater äußerst besorgt machte, und dieß war sein Jähzorn. Wenn Benedikt in Wuth gerieth, so tobte und schäumte er wie ein Wahnsinniger; alles, was er unter der Hand fand, warf er seinem Gegner an den Kopf: da flogen Gläser, Flaschen, Krüge, Dintenfässer, und gleich viel galt es ihm, wohin sie trafen. Ergriff er einen Prügel, so ging es nicht besser, und wurde er handgemein mit seinem Gegner, so schlug er ihm nach den Augen, biß, krällte, hing sich in seine Haare, und wenn es ihm gelang, ihn nieder zu reissen, so stauchte er ihn den Kopf auf die Erde, und ließ nicht mit Schlagen nach, so lange er einen Arm aufheben konnte.

Mit Unwillen und Betrübniß sah der Vater, wie sehr sich Benedikt im Zorn seiner Leidenschaft überließ, und öfters prophezeihete er ihm, daß er

keines natürlichen Todes sterben, und Schande über sich und seine Familie bringen würde, wofern er sich nicht mäßigen lernte. — Benedikt sah das ein, so lange er ruhig war; kaum aber wurde er zornig, so vergaß er alle guten Vorsäze.

Einst bekam er Händel auf der Straße mit einem ältern und stärkern Knaben. Wüthig fiel er über seinen Gegner her; allein umsonst, er wurde zu Boden geworfen und weidlich abgebläuet. Kaum ließ sein Gegner ihn loß, so ergriff der junge Wüthrich, der vor Scham und Schmerzen seiner nicht mehr mächtig war, einen großen Stein, fuhr damit auf seinen Feind los, und schlug ihn so gewaltig an die linke Seite des Kopfes, daß er hinsank und daß sogleich das Blut stromweise aus der Wunde quoll.

Es entstand ein großer Volksauflauf, und man trug den Verwundeten beinahe ohne Lebenszeichen nach Hause. Benedikt, dem bei der Sache nicht allzuwohl zu Muthe war, flüchtete sich auf sein Zimmer, und getraute sich nicht seinen Aeltern den Vorfall zu gestehen. Nur allzubald aber kam er ihnen auf die schrekhafteste Weise zu Ohren. Zwei Polizeidiener pochten an die Thür, und brachten den Befehl, Benedikt zu verhaften.

Vergebens waren die Bitten und Vorstellungen der Mutter, die allein zu Hause war; sie mußte

ihn

ihn ausliefern, und er wurde schimpflich, vor den Augen aller Nachbarn, über die Straße erst auf die Polizei, dann in das Gefängniß geführt. Er konnte die That nicht läugnen; alle Zeugen sagten wider ihn aus. Auf Fürsprache seines Vaters wurde er indeß vor der Hand wieder frei gegeben.

Reuevoll und beschämt kam er zurük. Die Aeltern hielten es für unnöthig, ihn durch Vorwürfe noch tiefer zu beugen; sein Gewissen machte ihm deren schon genug. Indessen, nach einigen Tagen wurde er wieder heiter. Er freute sich, daß er aus einem so gefährlichen Handel noch so gut weggekommen sei; denn, seiner Meinung nach, war jezt alles schon vorbei. Allein er irrte sich, denn die eigentliche Strafe kam erst nach einem Monat. Als er an nichts mehr dachte, wurde er wieder vor Gericht gerufen, wo indessen von dem Obergericht die Akten wieder eingetroffen waren, und nun wurde er zu zwanzig Peitschenhieben verurtheilt.

Vergebens war sein Bitten, vergebens sein Flehen, noch vergeblicher sein Rasen und seine Widersezlichkeit. Es wurden ihm die Hände festgebunden, und die Strafe auf die schimpflichste Weise an ihm vollzogen.

So traf nun an ihm die eine Hälfte der Prophezeihung seines Vaters ein, daß er durch seinen

Jähzorn Schande über sich und seine Familie bringen würde; die andere Hälfte wurde erst nach fünf Jahren erfüllt. In seinem zwanzigsten Jahr, traf das Loos Benedikt zum Soldatenstand. Gleich nach den ersten zwei Monaten wurde er, wegen seiner Fähigkeiten, zum Unteroffizier erhoben, und hatte Hofnung, bald weiter befördert zu werden. Allein er bekam Händel mit seinem Offizier, zog vom Leder, brachte ihm eine Wunde am Kopf bei, und wurde zur Strafe drei Tage darauf erschossen.

Soweit brachte Benedikten seine blinde Wuth. Seine Mutter, die von dem Schiksal ihres einzigen Sohns hörte, grämte sich darüber zu todt, und sein Vater verfiel in finstere Schwermuth.

31.

Die Eigensinnige.

Minchen war ein kleines eigenwilliges Wesen, die früh schon glaubte, es müsse alles nach ihrem Sinne gehen; und wenn sie sich etwas in ihr Köpfchen gesezt hatte, es mit Gewalt durchzuführen glaubte.

Einst hatte die Mama mehrere Kuchen gebaken. Sie bekam wie billig ein Stük davon, aber sie wollte einen ganzen haben, nicht, wie sie sagte, um ihn zu essen, sondern nur um der Ehre willen. Die Mutter aber wußte, wie oft sie sich schon mit dergleichen Speisen den Magen überlud, und wie verschwenderisch sie damit umging, wenn sie sich satt gegessen hatte. Sie schlug ihr daher ihre Bitte rund ab, und erklärte, daß sie den Kuchen in ihrer Verwahrung behalten würde, daß aber Minchen bestimmt so viel davon bekommen sollte, als ihr zuträglich wäre.

Damit war aber das kleine Mädchen nicht zufrieden, sie bat, sie flehete, sie stürmte in die Mama, und als diese nicht nachgeben wollte, warf sie sich auf das Sofa, schrie laut auf, stampfte mit

den Füßen, biß in ihr Schnupftuch, und geberdete sich wie rasend.

Die Mutter sah diesem Unwesen betreten zu, und wußte nicht was sie thun sollte. Da fuhr das Mädchen auf, hing sich an ihren Hals und schrie überlaut: Mutter, ich bitte dich um Gottes Willen, gib mir den Kuchen, ich werde krank, ich werde wahnsinnig, wenn du mir ihn nicht gibst: Du kannst es vor Gott nicht verantworten, wenn du mich umbringst.

Sei nur ruhig, sprach die Mutter immer verlegener; du sollst ja Kuchen genug haben, ich will nur, daß ordentlich damit gewirthschaftet werde, daß du dich nicht krank damit machest.

"Ich muß den ganzen Kuchen haben; Mutter gib mir den Kuchen, oder du bringst mich von Sinnen."

Die Mutter wollte sich von ihr los machen, und in eine ander Kammer entspringen; allein Minchen hielt sie fest, und rollte so fürchterlich die Augen, daß die Mama wirklich besorgte, sie möchte den Verstand verlieren, oder die fallende Krankheit bekommen. Sie hielt es daher für rathsam nachzugeben, und ihr den Kuchen einstweilen zu überlassen, bis sie etwas ruhiger geworden, und der Vater nach Haus gekommen seyn würde.

Als dieser endlich erschien, zog sie ihn bei Seite in das Nebenzimmer, und erzählte ihm den Auftritt.

Er zukte die Schultern, fand aber doch, daß die Mutter wohl gethan habe, die wüthende Leidenschaft des Mädchens durch eine harte Behandlung nicht noch mehr zu reizen; er nahm sich jedoch vor, sie am folgenden Tag mit ganz ruhigem Blut exemplarisch für ihren Eigensinn zu züchtigen.

Minchen schien ihr Schiksal zu ahnden, denn sie saß still und todtenblaß auf dem Sofa, in Erwartung der Dinge die da kommen sollten.

Zu ihrer Verwunderung erfolgte nichts. Den Tag darauf erfüllte aber der Vater sein Vorhaben treulich, und nahm ihr den Kuchen wieder ab.

Sie schien jezt eine Zeit lang sich zu bessern. Allein ihr Vater starb, und der alte Eigensinn behielt nun wieder die Oberhand, und machte sie, als sie sich in der Folge verheirathete, zu einem sehr unglüklichen Weibe, denn ihr Gatte, der bald an der Seite einer solchen Furie nicht länger leben konnte, trennte sich von ihr und überließ sie ihrem Schiksal.

32.

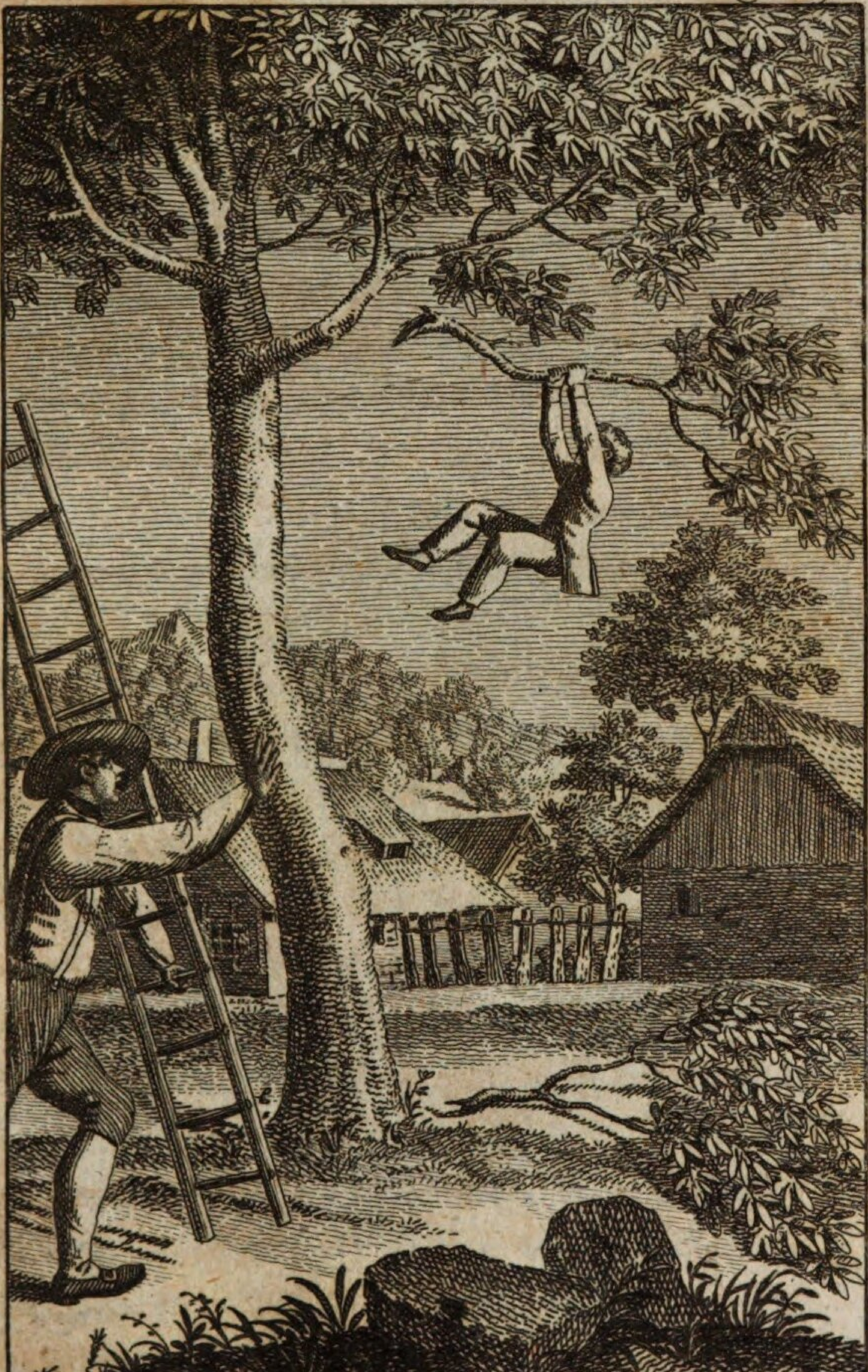
Der Verwegene.

Max war der verwegenste Knabe in der Stadt; keine Mauer war ihm zu hoch, kein Graben zu breit. Oft stieg er auf dem Dach von einem Haus zum andern; und mehr als einmal sprang er von dem Gang in den Hof herab.

Vergeblich warnten ihn seine besorgten Aeltern vor so verwegenen Künsten. Ihm schmeichelte das Staunen, womit die Nachbarn nach ihm gafften; und wenn ein Vorübergehender stehen blieb, ihm zusah und mit dem Ausdruk: der Junge muß den Teufel im Leib haben, weiter ging, so fühlte er sich von neuem Muth entflammt.

Zwar schüttelten verständige Personen viel öfter den Kopf, hoben warnend den Finger auf und sprachen weissagend: Max, Max, dir wird es mit deinem Steigen noch übel ergehen; glaube uns, es nimmt ein böses Ende. Allein Max lachte ihrer nur und dachte im Herzen: Das verstehe ich besser als ihr.

Einst war er auf dem Land auf einen hohen Nußbaum gestiegen, und schüttelte ihn aus allen



A. Gabler fec:

Max stürzte mit gräßlicher Gewalt
herab auf den Boden.

Kräften. Nimm dich in Acht, rief ihm ein alter Bauer zu, der Baum hat viel dürres Holz; es kann unter dir brechen, und wenn du von dieser Höhe herab stürzest, so bist du verloren.

Glaub't mir, ehrlicher Alter, erwiederte Max, ich bin schon hundertmal auf noch höhere Bäume gestiegen, und nie herab gefallen.

Kaum hatte er es gesagt, so trat er wirklich auf einen dürren Ast; er brach unter ihm, und Max zappelte an einem andern Ast, denn er noch zu rechter Zeit gepakt hatte, zwischen Himmel und Erde.

Sagte ichs nicht dem Mordjungen, schrie der Alte, sagte ichs nicht! Ich will schnell eine Leiter holen, suche dich wo möglich so lange zu halten.

Der Bauer eilte fort; Max aber erwartete nicht seine Zurükkunft. Er suchte sich auf den Ast, woran er sich hielt, wieder aufzuschwingen; allein er brach und Max stürzte mit gräßlicher Gewalt herab auf den Boden; sogleich schoß Blut zu Mund und Nase heraus.

Eine Anzahl junger Freunde, die seiner unten warteten, erhoben ein lautes Jammergeschrei, wodurch bald eine Menge Dorfbewohner um den Verunglükten versammelt wurde. Man trug ihn ohne Merkmale des Lebens in eine armselige Hütte, und

legte ihn auf ein Bett. Ein Theil seiner Freunde blieb bei ihm; die andern liefen nach Haus, und brachten seinen bedaurungswürdigen Aeltern die traurige Post.

Trostlos rangen sie jezt über den ungehorsamen Sohn, der ihren Warnungen nicht glauben wollte, die Hände und klagten ihn vor Gott an. — Doch vielleicht war er noch zu retten, also schnell einen Wundarzt und eine Sänfte. — Der Vater ließ für diesen und für sich zwei Pferde satteln, und jagte im gestrekten Galopp dem Dorfe zu, wo sein Max im Blute schwamm.

Bei ihrer Ankunft hatte er sich bereits wieder etwas erholt; aber er konnte nicht sprechen. Der Wundarzt untersuchte ihn; es war ein Arm gebrochen; allein dieß war das wenigste; bald fand sich auch eine zerbrochene Rippe; doch der Schaden, den durch die Erschütterung seine Brust erlitten hatte, war gefährlicher als dieß alles.

Max wurde verbunden und in die Sänfte gebracht. In weniger als sechs Wochen heilten beide Brüche. Die Lungenader aber die ihm gesprungen war, hatte eine Auszehrung zur Folge, und drei Monate nach jenem Unfall wurde Max begraben.

O Kinder, glaubt nicht, wenn euch eure Verwegenheit zwei, drei ja zehnmal gelungen ist, daß

sie euch immer gelingen werde. Hört auf die Warnungen eurer Aeltern, denn wo es Leib und Leben gilt, ist die Schule der Erfahrung eine Narrenschule.

Nie müssen Kinder sich für klüger halten als die Alten, nie ihren Kräften zu viel vertrauen!

33.

Der Glaube an Vorbedeutungen.

Heiteren Sinnes und hochgeschürzt ging Lorchen an einem schönen Herbsttage mit ihren Aeltern über Land nach Schönbrunn, wo sie den Pastor, einen Freund ihres Vaters, mit einem Besuch überraschen wollten.

Unterwegs begegnete ihnen eine Heerde Schafe. Gut, daß uns Schafe entgegen kommen, schrie Lorchen, denn das bedeutet einen freundlichen Empfang, wären uns Schweine begegnet, so wäre mir nicht ganz wohl zu Muthe, denn alsdann wären wir ganz gewiß übel angekommen.

Ganz gewiß! sagte der Vater. Ich hoffe Lorchen, es werde dir mit so abergläubischen Meinungen nimmermehr Ernst seyn.

Nein, sagte Lorchen, es war nur Spaß. Indeß habe ich doch schon oft darauf gemerkt, und beinahe immer ist es so eingetroffen.

Das ist möglich, sprach der Vater, aber ganz durch Zufall. Oefters aber treffen auch dergleichen Vorbedeutungen durch unsern thörichten und festen Glauben daran zu. Ich will dir davon einige Beispiele erzählen, die ganz gewiß, aber kaum glaublich sind.

Der Marschall von Montrevel speisete einst, nebst vielen andern Gästen, zu Paris an der Tafel des Generals Biron. Er langte im Reden nach einem Salzfaß, und hatte das Unglük es umzuwerfen. Ach Gott, ich bin des Todes, schrie er, an allen Gliedern zitternd und warf sich mit geschlossenen Augen auf den Stuhl zurük. Er hatte in seiner Kindheit sagen hören, daß derjenige, der über Tisch das Salz verschüttet, noch dasselbe Jahr sterben müsse, und war noch im Alter von diesem thörichten Wahn so fest überzeugt, daß er vor Schreken in Ohnmacht sank, und mit einem gefährlichen Fieber sich erst lange nachher wieder davon erholte. Er mußte nach Haus getragen werden, und starb wirklich nach vier Tagen.

Ein anderer reicher und angesehener Mann, Namens Samuel Bernard, hatte eine schwarze Henne, die er mit der größten Sorgfalt füttern

und pflegen ließ, denn er glaubte, sein Leben hinge an dem ihrigen, und so bald diese Henne nicht mehr lebte, müsse auch er sterben. Das Thier wurde krank, und schon darüber erschrak er so sehr, daß auch er sich legen mußte; sie starb und er folgte ihr in der nämlichen Woche im Jahr 1739.

Siehe, mein Kind, eine so große Gewalt haben abergläubische Meinungen über die Einbildungskraft des Menschen! Hundertmal ist mir und dir es schon begegnet, daß uns das Salzfaß über Tisch umfiel; wir dachten uns nichts dabei und empfanden nichts. Eben so befindet sich deine Mutter noch immer aufs beste, ob ihr gleich schon viele schwarze Hühner starben, denn nie sezte sie sich in den Kopf, daß ihr Leben von dem Leben ihrer Geflügels abhinge.

Von solchen Armseligkeiten sind oft selbst große Männer nicht befreit. So erzählt z. B. der berühmte Rousseau, daß er bisweilen Stunden lang in seinem Garten mit Steinen nach einem Baumstamm geworfen habe. Treffe ich ihn, sagte er bei sich selbst, so werde ich selig; treffe ich ihn nicht, so werde ich verdammt. Zum Glük traf er ihn meistens; er schloß daraus, daß er mehr Hofnung zum Himmel als zur Hölle habe. Wer weiß, was erfolgt wäre, wenn er den Baum öfter verfehlt als getroffen hätte?

Hütet euch also Kinder vor einem thörichten Glauben an Vorbedeutungen, und vor dem Aberglauben überhaupt.

Unter solchen Gesprächen kamen sie in Schönbrunn an. Sie pochten an die Thür, aber niemand war zu Hause, denn der Pfarrer war mit seiner Familie selbst über Land gegangen.

Ganz kleinmüthig gingen sie in das Wirthshaus, um auszuruhen und sich durch Speise und Trank zu ihrer Rükreise zu stärkern. Sie wurden aber von der schmuzigen und zänkischen Wirthinn, die sich kaum einen Augenblik vorher mit ihrem Mann herum geschlagen hatte, sehr übel aufgenommen und so schlecht bewirthet, daß sie eilten, wieder fort zu kommen.

Wo war also der freundliche Empfang, den ihnen die Schäfchen versprochen hatten?

Von jener Zeit an glaubte Lorchen an keine Vorbedeutungen mehr.

34.

Der Thierquäler.

Philipp fand ein teuflisches Vergnügen an den Martern der Thiere: Fing er eine Fliege, einen Schmetterling, so riß er ihnen die Flügel aus; fand er eine Schneke, so wurden ihr die Hörner abgeschnitten; saß eine Kaze auf dem Fenster, so stieß er sie auf die Straße hinab; Pferde und anderes Vieh stach er mit Stacheln oder warf ihnen Erbsen in die Ohren, oder hielt ihnen an einem Stäbchen brennenden Schwamm an die Nase. In beständigem Krieg lebte er aber vorzüglich mit den Hunden, und nie ging er vor einem vorbei, ohne ihn mit Steinen zu werfen, oder ihm von hinten einen Hieb beizubringen. Ließen sie sich von ihn berühren, so hing er ihnen schwere Steine an den Hals oder band ihnen die Beine zusammen, und sah es mit Vergnügen wenn sie hinstürzten, und sich nicht wieder aufrichten konnten.

Einst versah er sich mit einem Hammer und einem großen Nagel, sezte sich auf Bauholz, das in der Nähe seines Hauses lag, und lokte mit Brod einen schönen Pudel aus der Nachbarschaft zu sich,

breitete seine langen Ohren erst schmeichelnd auf seinem Knie, dann auf den Balken aus, und ehe das arme Thier es sich versah, sezte er den Nagel an, that einen gewaltigen Schlag mit dem Hammer darauf, und nagelte so den Hund mit dem Ohr an das Holz.

Wie man leicht denken kann, schrie das leidende Thier erbärmlich; aber Philipp entsprang und überließ es seinem Schiksal. Erst lange nachher wurde es von seinen Schmerzen befreit, denn niemand vermochte ohne Zange den Nagel heraus zu ziehen.

Der Thäter wurde bald entdekt, und der Eigenthümer des Hundes, Meister Hontheim, beschwerte sich wegen der Unthat bei Philipps Vater, der mit großem Kummer diesen neuen Zug von seines Sohns grausamer Gemüthsart vernahm; denn was ist von einen Thierquäler für Mitleid gegen Menschen zu hoffen? Er nahm daher mit Meister Hontheim Abrede, wie Philipp auf das füglichste für seine Unthat bestraft, und ihm eine bleibende Warnung für die Zukunft gegeben werden könnte.

Meister Hontheim war seiner Profession ein Tischler, der stets mit drei oder vier Gesellen arbeitete. Er theilte ihnen im Vertrauen sein Vorhaben gegen Philipp mit, und so warteten sie gemeinschaft-

lich den rechten Zeitpunkt zur Ausführung desselben ab.

Lange ließ Philipp, der dem Tischler von dort an nicht mehr traute, sich nicht wieder vor seinem Hause sehen. Nach und nach wurde er aber sicherer, und so geschah es, daß als er einst in der Straße stand und sich nichts Böses versah, der Tischler mit seinem stärksten Gesellen zur Thür heraus fuhr, ihn ergriff, und seines Schreiens ungeachtet, ihn in ein hinteres Stübchen trug, wo man ihn nicht viel hörte.

Hier banden sie ihn, mit Beihülfe der übrigen Gesellen, auf eine Bank so fest, daß er sich nicht rühren konnte. Er bat, er flehete: alles umsonst! Der Tischler ergriff einen Hammer und einen großen Nagel, und machte Anstalt, ihn auf die Bank anzunageln, wie der Hund von ihm auf das Bauholz genagelt worden war. Du mußt ohne Gnade leiden, sprach er, was mein armer Hund unschuldiger als du gelitten hat. Du mußt selbst Schmerzen fühlen, damit dir die Lust vergeht, andern Geschöpfen Schmerzen zuzufügen: das ist nun einmal fest beschlossen, und all dein Weinen und Schreien ist umsonst.

Mit diesen Worten näherte er sich Philipps rechtem Ohr, indeß diesem einer von seinen Gesellen mit beiden Händen den Kopf festhielt. Anstatt

ihm aber den Nagel durchzuschlagen, bohrte er ihm blos eine große Nadel durch das Ohrläppchen.

Philipp brüllte entsezlich; aber der Tischler kehrte sich nicht daran, und schob ihm, ungeachtet seiner Thränen, einen diken bleiernen Ohrenring in das blutende Ohrloch. Der Wille seines Vaters war, daß er, zum immerwährenden Andenken an seine Unthat, in seinem durchlöcherten Ohr einen Ring tragen sollte.

Als die Operation vorüber war, band der Tischler ihn wieder los. Philipp war wüthend; er drohete, dem Mann alle Fenster einzuwerfen, und seinen Hund lahm zu schlagen. Der Tischler zeigte ihm aber einen hölzernen Schlägel auf dem Tische, und versicherte, daß er ihm in solchem Falle mit diesem Instrument eben so gewiß ein Paar Knochen zerschlagen würde, als er ihm heute das Ohr durchbohrt hatte.

Philipp lief brennenden Kopfes zu seinem Vater, erzählte ihm weinend die Gewaltthätigkeit des Tischlers, und zeigte ihm seinen Ohrenring. Der Vater aber lächelte anfangs, und dann stellte er ihm so ernsthaft und eindringend seine ungerechte Grausamkeit gegen die Thiere vor, die nur aus Noth dürfen getödtet, nie aber muthwillig gemartert werden,

daß

daß er den festen Vorsaz faßte, künftig keines mehr zu quälen.

Verschonet mit Qualen das fühlende Leben,
Ihm müsse der Tod nur Nothwendigkeit geben;
Auch Thieresleben ist schön!

35.

Unzufriedenheit.

Liebes Röschen, sprach die Mutter, ich habe dir zwar bis Ostern ein Taffetschürze versprochen, aber unmöglich kann ich dir schon so früh mein Wort halten; du muß dich wenigstens noch bis Jakobi gedulden, denn dein Bruder hat dieses Jahr dem Vater sehr viel gekostet, und wir müssen uns zusammen nehmen so viel wir können, damit unsere Ausgaben die Einnahme nicht allzusehr übersteigen.

Ach du mein Himmel, weinte Röschen, nun soll ich wieder bis Ostern keine Taffetschürze bekommen und ich freute mich schon so sehr darauf. Aber so geht mir es immer, alles bekommt nur die ältere Schwester und der Bruder, und wenn gespart werden soll, so spart man jedesmal an mir; Hu, hu, hu...

Nicht anders als billig, erwiederte die Mutter; immer gehen die ältern Geschwistern den jüngeren vor.

Bedenken sie aber nur, schluchzete Röschen, daß ich nichts, gar nichts anzuziehen habe, denn was sind zwei oder drei Kleider und ein Paar Schürzchen, gegen andere Kinder, die ganze Schränke voll der schönsten Sachen haben, und Tag für Tag in einem andern Anzug erscheinen. Da sehen sie nur die Rosenbergischen Kinder, die auch nicht besser sind als ich, wie die daher kommen. Sehe ich denn nicht neben ihnen aus wie ein Aschenbrödel. Hu, hu, hu, hu! . . .

Nun wenn du dich mit andern vergleichst, sagte gelassen die Mutter, so will ich auch andere mit dir vergleichen. Da sind die Löscherischen Kinder, die eben so gut sind als du, und sie erscheinen oft auf öffentlicher Straße in zerlumpten und geflikten Kleidern. Ihr Vater ist was der Deinige ist, aber er besizt nicht den Fleis deines Vaters und er ist ein Trinker. Ihre Mutter stammt aus einer noch bessern Familie als ich, aber sie ist eine üble Wirthschafterinn und eine unordentliche Hausmutter. Daß ihr alle so anständig gekleidet, so gut unterrichtet seyd, verdankt ihr blos der Arbeitsamkeit und der Sorgfalt eurer Aeltern, und anstatt dieß dank-

bar zu erkennen, belohnt ihr sie mit Undank, oft mit Troz. Wie sehr dieß schmerzt, werdet ihr erst fühlen, wenn ihr einst selbst Kinder haben werdet.

Hier schwieg die Mutter traurig. Röschen aber stellte sich in einen Winkel und troknete ihre Thränen. Von Zeit zu Zeit schielte sie durch das Taschentuch hindurch nach ihrer Mutter. Sie sah eine Thräne in ihrem Auge zittern; voll Wehmuth flog sie auf sie zu, fiel ihr um den Hals und küßte sie weg. "Verzeihung, Verzeihung, liebe Mutter, deinem Röschen. Ich habe dich durch mein Murren schwer beleidigt, o vergib mir: ich will künftig zufrieden und dankbar annehmen, was du mir geben willst, was du mir geben kannst.,,

Gerührt von der Reue ihres Kindes, schloß die Mutter sie in ihre Arme und küßte sie.

Liebes Röschen, sprach sie hierauf, größtentheils rührt die Unzufriedenheit der Menschen daher, daß sie sich mit andern vergleichen, die reicher oder vornehmer sind als sie. Immer kehren wir unsere Blike aufwärts, nie abwärts. Und doch wie viele tausend Menschen leben nicht neben uns, die sich dreimal glüklich preisen, und sich keinen Wunsch mehr erlauben würden, wenn sie in einer so glüklichen Lage lebten als wir! Wahrhaft unglüklich sind nicht diejenigen, die wie du, mein Kind, eine Schürze

zu wenig haben, sondern die hungern, dürsten, frieren, die ihre gesunden Glieder verloren haben, die gefangen, krank, elend darnieder liegen, die keinen Freund, keinen Versorger besizen. Nur diese allein haben das Recht zu weinen. Unglüklich sind auch die Aeltern, die ungenügsame, undankbare, hoffärtige Kinder haben, Kinder, die mehr verlangen als ihr redlicher und arbeitsamer Vater ihnen verdienen kann. Doch das trifft dich nicht mehr, mein liebes Röschen, seitdem du mir so unaufgefordert Reue über deine Uebereilung bezeugt hast.

Röschen fühlte aufs neue lebendig, wie sehr sie sich gegen ihre gütigen Aeltern vergangen hatte. Sinnend und still stand sie da mit zur Erde gehefteten Augen.

Ach Mutter, hub sie endlich an, auch Kinder haben das Recht zu weinen, die so unglüklich waren, ihre Aeltern zu beleidigen. Ach gib, o Gott! daß es nie wieder geschehe, fügte sie leise schluchzend hinzu.

Nur ein kleiner Hause weint,
Weil ihn wirklich Schmerzen nagen;
Aber Unzufriedne klagen
Ueberall wo Sonne scheint!

36.

Der Geizige.

Sparsamkeit ist eine schöne Tugend, sie erhält die Familien in ihrem Flor, und bewahrt manchen Hausvater vor vielen herben Sorgen. Wenn sie aber von bemittelten Personen zu weit getrieben wird, und in Geiz ausartet, so ziehen sie sich damit Verachtung und Demüthigung zu, und geben sich dem Gelächter des Publikums Preis.

Doktor Ambrosius Kohlbrenner hatte ein bedeutendes Einkommen und keine Familie. Mit der Hälfte von seiner Besoldung hätte er anständig leben können, aber er kargte, und getraute sich kaum den vierten Theil davon aufgehen zu lassen.

Er ließ sich aus dem wohlfeilsten Gasthof speisen, und nahm mit der schlechtesten Kost vorlieb, trank weder Wein noch Bier, sondern klares Wasser; ging in öffentliche Gärten und kehrte in Schenken auf dem Lande ein, ohne etwas zu verzehren; lief Meilen weit zu Fuß auf Bälle, zu welchen andere fuhren; ging in Stiefeln, damit er seine Tanzschuhe nicht verdarb, und zog erst nahe an dem Ort wo der Ball gegeben wurde, auf der Straße seidene

Strümpfe an. Mit den Stiefeln in der Hand eilte er hierauf der nächsten Bauerhütte zu, wo er sie abstellte, bis es Zeit war, wieder nach Haus zu gehen. Nie bot er seinen Tänzerinnen Thee, Kuchen oder andere Erfrischungen an; dagegen wurde er aber auch wie billig von den meisten abgewiesen, wenn er sie zum Tanz aufforderte.

Herr Ambrosius Kohlbrenner hielt sich weder einen Bedienten, noch eine Magd. Er ließ die gröbsten Hausarbeiten, als Auskehren, Bettmachen, Einschüren, von seinem Stiefelwichser verrichten; bei dem er doch wenigstens die Kost ersparte. War aber eimal Feuer in dem Ofen, so übernahm er selbst die Mühe Holz nachzulegen, denn niemand verstand das besser als er.

Einst da er mit dem Kopf und dem halben Leib im Ofenloch stak, kam ein fremder Bedienter, sah ihn für den Stiefelwichser an, gab ihm mit der flachen Hand einen derben Schlag vor den Hintern, und sagte zu ihm: Geh einmal hinein zu deinem Hungerleider und sage ihm, nebst einem Kompliment von meinem Herrn, er soll kommen und sich heute Mittag einmal satt bei uns essen.

Erschroken fuhr unser Oekonom mit dem Kopf zurük, noch erschrokener entlief der Bediente, der jezt seinen Irrthum gewahr wurde, und erzählte die

Geschichte seinem Herrn, der sie sogleich in der ganzen Stadt verbreitete, und seine Mittagmahlzeit, weil der Geladene nicht erschien, mit andern Gästen verzehrte.

Kohlbrenner war ein großer Freund der Musik, und spielte selbst mit seltener Fertigkeit verschiedene Instrumente. Er trat daher einer musikalischen Gesellschaft bei, die wechselsweise in einem großen Saal auf Kosten ihrer Mitglieder Konzerte gab.

Einst da die Reihe an dem Doktor war, löschte er selbst nach dem Konzert sorgfältig die halb ausgebrannten Lichter aus, band sie in einen Bund zusammen und stekte sie in die Tasche.

Ein lustiger Vogel unter den Musikanten hatte den Einfall, das längste davon, welches ziemlich weit vor den übrigen hervor ragte, anzuzünden, und so lief nun unser Harpax, ohne es zu wissen, zum großen Vergnügen aller Anwesenden, die in ein lautes Gelächter ausbrachen, mit einem Bund brennender Lichter in der Tasche umher.

Der Doktor wollte durchaus wissen, worüber alle so unbändig lachten; niemand antwortete ihm, und alle lachten noch lauter. Da nun das Lachen anstekend ist, so lachte er am Ende selbst mit, und dadurch wurde der Lärm noch größer.

Erst da er beim Hinausgehen zur Thür an die Tasche griff und sich die Hand an dem Licht verbrannte, wurde er den Schwank gewahr. Er schrie laut auf, und mit lautem Jauchzen erwiederte man sein Geschrei. Lange bat er vergeblich, man möchte das fatale Licht, dem er nicht beikommen konnte, ausblasen. Endlich erbarmte sich gerade noch zu rechter Zeit jemand über ihn, denn eben waren auch die andern Kerzen im Begriff anzubrennen. — Er zog ängstlich seinen Rock aus um zu sehen, ob nichts daran verbrannt sei; er war aber blos handbreit mit Unschlitt überlaufen.

In einer langen Rede verwieß er jezt den unbescheidenen Lachern, die weder Reue noch Mitleid äußerten, ihren Unfug, und das Unglük, welches daraus hätte erwachsen können. Allein er machte wenig Eindruk. Noch an demselben Abend erfuhr die ganze Stadt seine Geschichte, jedermann belachte sie; niemand bedauerte ihn.

Ich frage euch nun, meine lieben Leser, ob auch ein armer Taglöhner, ein schlichter Handwerksmann sich lächerlicher machen würde, wenn er selbst das Einheizen in seinem Zimmer besorgte, oder die Ueberreste von seinen Lichtern sammelte? Nimmermehr. Jedermann wird dieß bei solchen Personen natürlich finden, weil sie nicht die Mittel haben, sich

von andern bedienen zu lassen. Von Natur ist überdem jeder sich selbst der nächste Diener. Wenn aber jemand sich aus unedlen Beweggründen Bequemlichkeiten entzieht, auf die er nach seinem Vermögen und seinem Stand in der menschlichen Gesellschaft Anspruch zu machen hat; so verhöhnt und verachtet man ihn. Geizige werden selten geehrt; sie sind beinahe immer ein Gegenstand bitterer Spöttereien.

Wer ist aber geizig? Wer ist ökonomisch?

Oekonomisch ist derjenige, der nie mehr ausgibt, als er einnimmt, allenfalls auch einen kleinen Nothpfennig für die Zukunft oder zu Werken der Wohlthätigkeit bei Seite legt; geizig hingegen ist, wer blos zusammen scharrt, um des Vergnügens willen, sich reich zu wissen; geizig ist, wer sich und andern mehr versagt, als er ohne sich wehe zu thun geben könnte, und das Verlangen zu kargen, auf eine unedle Art selbst in Kleinigkeiten äußert.

37.

Der Sparsame.

Zwei Männer gingen in einer nahmhaften Stadt von Haus zu Haus, und sammelten eine Kollekte zur Unterstüzung der ärmsten Bewohner eines abgebrannten Dorfes. In vielen Häusern wurden sie ganz abgewiesen; in andern mit sauern Gesichtern und mit Klagen über eigene Noth empfangen: Nur wenige gaben willig und edel. Die menschenfreundlichsten Bemühungen wurden dadurch den Almosensammlern erschwert und so sauer gemacht, daß sie es nicht selten bereuten, ein so undankbares Geschäft übernommen zu haben.

Einst traten sie in ein Haus, in welchem sie ein lautes Gezänke hörten. Eine Magd kam ihnen die Treppe herab murrend und schimpfend entgegen.

Was fehlt ihr denn, mein schönes Kind, redete sie einer von den Männern an; es scheint, sie hat Verdruß gehabt.

"Ja wohl Verdruß, und weswegen? wegen einiger lumpigen Schwefelhölzchen, die von mir weggeworfen wurden, ehe sie an beiden Seiten gebraucht

waren. Ist es denn nicht eine Schande, wegen einer solchen Kleinigkeit einen solchen Lärm zu erheben! Kauft man nicht für einen Kreuzer ein ganzes Schok? Da muß ich mir von meinem Herrn beständig Verschwendung vorwerfen lassen, und so sehr ich auch spare, so bin ich doch nie sparsam genug.„

Indem sie so redete, lief sie zum Haus hinaus und ließ die Männer stehen.

Sollen wir nun hinauf gehen, oder umkehren, sprachen sie? Der Mann ist offenbar ein Geizhals; er wird uns gewiß übel abfertigen, wenn wir Geld für Arme von ihm verlangen.

Nach einer langen Berathschlagung, beschlossen sie doch, ihn anzusprechen. Wir sind schon so oft abgewiesen worden, dachten sie; einmal mehr oder weniger ändert nichts in der Sache: wir wollen es wagen.

Sie gingen hinauf, trugen dem Mann ihr Anliegen vor, wurden liebreich von ihm aufgenommen, und erhielten von ihm einen viel ansehnlicheren Beitrag als von allen andern Bürgern.

Sie sezen uns in Erstaunen, sprach einer von den Männern; Sie beschenken uns so reichlich, und wir erwarteten von Ihnen so gar nichts, daß wir Bedenken fanden, Ihnen unser Anliegen vorzutragen. Ihre Magd erzählte uns an der Treppe, daß Sie

sie wegen einiger Schwefelhölzchen sehr übel behandelten; wie ist es nun möglich auf der einen Seite so sparsam, auf der andern so freigebig zu seyn!

Liebe Freunde, sprach der Mann lächelnd, wäre ich nicht sparsam, so könnte ich auch nicht freigebig seyn. Ein Kreuzer, den ich täglich verschwende oder verschwenden lasse, macht jährlich sechs Gulden, und sechs Gulden sind für manchen Dürftigen schon eine große Hülfe. Ich habe ein kleines Einkommen und wenig Vermögen; durch gute Wirthschaft und strenge Aufsicht über das Gesinde, seze ich mich aber doch in Stand, für meine nothleidenden Mitmenschen mehr zu thun als mancher Reiche.

Das lohne Ihnen Gott, sprachen die Männer. Wir verlassen Sie mit eben so viel Verehrung, als wir für einen Geizhals, der blos um sein selbst willen kargt, und andern nie Gutes thut, Verachtung empfinden.

Hiermit drükten sie ihm achtungsvoll die Hand, und erzählten das was ihnen begegnet war in allen Häusern. Allenthalben wurde der sparsame aber wohlthätige Mann mit Lob überhäuft.

38.

Die Selbstsüchtige.

Frau von Dondern, eine sehr reiche aber kinderlose Frau, lebte von ihren großen Einkünften eben nicht karg, aber doch so, daß niemand etwas davon zu genießen hatte als sie selbst. An keinen andern Menschen dachte sie, als an sich. Das Beste was Markt und Fleischhaus lieferten, wurde für ihren Tisch eingekauft, und der Pastetenbäcker lösete manchen schönen Thaler von ihr. Stellte sich aber unter dem Mittagessen oder zur Kaffeezeit ein Besuch ein, so ließ sie sich verläugnen, oder sie führte ihn in ein anderes Zimmer, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, jemand etwas von ihrer Mahlzeit anbieten zu müssen.

Zwar hielt sie von Zeit zu Zeit Gesellschaften; aber immer wußte sie es so einzurichten, daß sie dreimal öfter zu anderen kam, als andere zu ihr. Und hätte sie nicht besorgt, ohne allen Umgang leben zu müssen, so würde sie wahrscheinlich nie jemand zu sich gebeten haben.

Niemand war so hartherzig gegen Arme, als Frau von Dondern. Sie ließ sie ohne Barm-

herzigkeit vor ihrer Thür abweisen; nie wurde von ihr ein Hungriger gespeis't, ein Nothleidender unterstüzt.

Ihrem Gesinde begegnete sie stolz und übermüthig, nährte es mit schlechter Kost, ließ es oft darben, überlud es mit Arbeit, und hielt es nicht unter ihrer Würde, Mägde und Kammermädchen, wenn sie etwas versehen hatten, eigenhändig zu maulschelliren. Selten konnte sie daher ihre Dienstboten länger als ein Vierteljahr behalten, und oft liesen sie ihr schon in den ersten Tagen wieder aus dem Dienst.

Je mehr sie mit ihrem Geld kargte, desto freigebiger war sie mit ihren Versprechungen. Hier kam es ihr auf Dukaten, auf Karolinen, auf prächtige Kleider nicht an. Jedem, der ihr Dienste leistete, versprach sie in ihr Testament zu sezen: Keinem Menschen aber hielt sie ihr Wort.

Durch solche täuschende Zusagen bewog sie einst ein junges liebenswürdiges, aber armes Frauenzimmer, sie in einer gefährlichen Krankheit zu pflegen, bei ihr zu wachen, ihr ihre Gesundheit aufzuopfern. Als sie aber wieder hergestellt war, fing Frau von Dondern unter einem nichtigen Vorwand einen Zank mit ihr an, hörte auf keine Enschuldigungen, und verbot ihr das Haus.

Frau von Dondern hatte arme Verwandte; aber keiner durfte sich vor ihr bliken lassen; und kam ein Schreiben von ihnen, worin sie ihr ihre Noth klagten, und um Beistand baten, so warf sie die Bettelbriefe, wie sie sie nannte, halb ungelesen ins Feuer.

Solche Beispiele der Selbstsucht und Unmenschlichkeit wurden immer mehr bekannt; alles zog sich von dem verächtlichen Weibe zurük und floh sie. Sie dachte nur an sich allein, man wollte sie also auch sich allein überlassen.

Bald lebte sie ohne alle Gesellschaft. Von allen Seiten gab man ihr Merkmale der Geringschäzung. Niemand hatte etwas von ihr zu genießen, jedermann konnte sie entbehren; man machte sich daher ein Vergnügen, ihr zu zeigen, daß man sich nicht um sie kümmerte. Von niemand hatte sie die geringste Gefälligkeit anders, als gegen baare Bezahlung zu erwarten.

Sie wurde zum zweitenmal gefährlich krank: Zum zweitenmal schikte sie nach der jungen Person, die sie in ihrer ersten Krankheit so liebreich gepflegt hatte. Allein keine Versprechungen vermochten diese, aufs neue die Schwelle der Undankbaren zu betreten. Ihre Magd, ihr Kammermädchen, konnten ihre unerträglichen Launen nicht länger ertragen; sie

gingen davon und ließen sie liegen. Niemand blieb als ein alter Kutscher. Sie flehete ihn um seinen Beistand an; und er war gutmüthig genug, sie nicht auch zu verlassen. Sie versprach dafür, ihn reichlich in ihrem Testament zu bedenken. Allein am neunten Tag starb sie ohne Testament in seinen Armen, und niemand wußte, wem ihr Vermögen zufallen würde.

Sie wurde begraben, und keine Thräne floß auf ihren Grab. Verwünschungen aber und tiefe Verachtung folgten ihrem Sarg. Kaum konnten gegen baare Bezahlung Leute aufgetrieben werden, die ihre Leiche begleiteten, und sie der Erde übergaben.

Ein armer aber braver Edelmann brachte Beweise bei, daß ihm, als dem nächsten Erben, das hinterlassene Vermögen gehörte, und es wurde ihm zugesprochen. Nie hatte sie diesen redlichen Vater einer zahlreichen Familie in ihrem Leben vor sich lassen und anhören wollen. Sie kannte ihn daher nicht einmal.

Der Ehrenmann zeigte sich seines Glükes werth. Er belohnte reichlich den alten Kutscher, machte der jungen Person, die sich schon früher seiner Verwandten angenommen hatte, ein sehr ansehnliches Geschenk, bedachte ihr ehemaliges Gesinde, und vergaß

besonders nicht die übrigen dürftigen Blutsfreunde und die Armen.

So brachte er Segen über sich und heiligte das Vermögen, auf welchem der Fluch so vieler Menschen haftete.

39.

Nothwendigkeit etwas zu lernen.

Leopold besuchte zwar in seiner Jugend die Schule, aber ohne Fleis. Oft blieb er acht Tage lang, auch wohl noch länger, aus, und schwärmte mit andern jungen Faullenzern in den Wäldern oder an den Flüssen umher, wo sie Vögel und Fische fingen. Kamen sie nun nach Hause, so wurde, was sie erbeutet hatten, verkauft und das Geld vernascht. Die leichtsinnigen Aeltern fragten selten, ob sie in der Schule gewesen seien, und noch weniger bekümmerten sie sich um ihre Fortschritte im Lernen.

Die Folge davon war, daß Leopold äußerst unwissend blieb. Kaum konnte er in seinem dreizehnten Jahr zur Nothdurft großgedrukte Bücher lesen; schreiben hatte er nie gelernt. Er wollte ja

nur ein Fleischer werden; wozu nützte ihm in dieser Profession die Schreibekunst?

Doch er irrte sich und hatte es bald zu empfinden: Denn als er in der Folge Meister wurde, konnte er nicht einmal solchen Kunden, die Monat- oder Vierteljahrweise bezahlten, das eingekaufte Fleisch in ihr Büchelchen einschreiben: Immer mußte er erst jemand rufen, und wenn, wie das oft der Fall war, sich niemand zugegen befand, so vergaß er öfters einen Theil seiner Forderungen, wenn die Leute nicht ehrlich oder aufmerksam genug waren, ihn daran zu erinnern.

Er lebte auf dem Land. Einst erhielt er durch die Post einen Brief aus Amsterdam. Begierig, was derselbe enthalten möchte, rufte er einen Nachbar zu sich herüber und bat ihn ihm das Schreiben vorzulesen, denn seine Knechte waren nach Vieh ausgegangen, und niemand war zu Hause als er.

Der Brief wurde erbrochen und ein Theil davon gelesen. Er war von einem reichen Verwandten, der aus Ostindien zurükgekommen war, und nun in Holland lebte. Kaum hatten sie so viel heraus gebracht, so trat jemand ins Zimmer der Fleisch begehrte, und gleich darauf erschienen noch andere Kunden.

Der Nachbar hatte indessen Zeit den Brief allein zu durchlesen. Am Schlusse befand sich die Nachricht, daß zugleich mit diesem Schreiben durch den Postwagen dreihundert Thaler an Leopold abgingen, die ihm von der verstorbenen Frau des reichen Vetters zum Andenken waren vermacht worden.

Sogleich faßte der treulose Nachbar den Entschluß, diesen Punkt dem unwissenden Leopold nicht vorzulesen und das Geld für sich einzukassiren. Das geschah. Er erdichtete dafür eine politische Neuigkeit, wovon schon etwas in den Zeitungen gestanden hatte, und Leopold, der nichts böses ahndete, begnügte sich damit.

Nun müßt ihr aber erlauben, fuhr der Nachbar fort, daß ich diese Neuigkeit auch meinem Vetter in der Stadt vorlese. Ich wollte eben zu ihm gehen, als ich von euch gerufen wurde. In ein Paar Stunden bin ich wieder da, und bringe Euch euern Brief zurük.

Leopold ahndete nichts Böses und ließ ihm den Brief. Anstatt damit nach der Stadt zu gehen, schrieb der Schelm ihn ab, ließ die Nachricht vom Geld weg, schob anstatt des wahren Schreibens seine Abschrift in den Umschlag, und brachte sie dem Fleischer zurük.

Als der Postwagen angekommen war, lief der Treulose auf die Post, zeigte den Brief vor, nahm das Geld in Empfang und verpraßte es.

Da Leopold nicht schreiben konnte, so erbot er sich, die Antwort auf den Brief zu machen, und berichtete in derselben dem Herrn Vetter treulich den richtigen Empfang der dreihundert Thaler, wovon Leopold doch keinen Heller erhalten hatte.

Durch seine Unwissenheit kam also dieser Mann um eine nicht unbedeutende Geldsumme, die ihm bei seinem geringen Vermögen sowohl zu statten gekommen wäre!

Die Schelmerei des Nachbars wurde zwar in der Folge entdekt, und er kam deswegen auf einige Jahre in das Zuchthaus. Was war aber Leopold damit geholfen? Längst schon hatte der Betrüger keinen Heller mehr davon, und besaß auch kein anderes Vermögen, woran man sich hätte halten können.

Mit empfindlichem Schaden erfuhr also Leopold erst im Alter, wie nöthig es ist, daß man in der Jugend seine Schuljahre gut anwende.

40.

Die Modenärrin.

Idunna hatte eine schöne Bildung, eine edle einnehmende Gestalt: aber ihr Unglük war, daß sie wußte, sie sei schön. Stunde nlange stand sie täglich an ihrem Spiegel, künstelte an ihrem Kopfspuz und übte sich im Minenspiel.

Durch einen blendenden Anzug glaubte sie sich noch viel mehr zu verschönern. Sie träumte daher nichts als immer neue Moden. Ihr einziges Geschäfte war die Verfertigung neuerer, die Abänderung älterer Kleider, alles nach den neuesten Heften des Modejournals, das ihre liebste Lektüre war. — Kaum hatte sie ein Kleidungsstük ein paar Wochen getragen, so mußte schon wieder dieß und das anders zugeschnitten werden. Und so schneiderte und beschnitt sie so lange, bis alles zu klein wurde, und der ganze Plunder weggeworfen werden mußte.

Das Schlimmste war, daß sie auch ihre zwei Schwestern, die von Natur viel weniger Hang als sie zur Eitelkeit hatten, in ihre Modesucht mit fortriß.

Bald war der Vater bei seinem geringen Einkommen nicht mehr im Stande, den Kleider-Aufwand seiner Töchter zu bestreiten. Wo sollte er Geld genug zu allen neuen Roben, Shawls, Halstüchern, Hüten, Hauben und Schuhen hernehmen, die sie jährlich brauchten! Es kamen jedes Vierteljahr Rechnungen von Kaufleuten, worüber ein reicherer Mann als er zu erschreken gehabt hätte. Er klagte, er machte liebreiche Vorstellungen, er schmälte und prophezeihete seinen nahen Ruin: Alles vergeblich. Da war kein Stük, das Idunnen nicht unentbehrlich gewesen wäre.

Das Jammern des Vaters war indessen nur allzuwohl gegründet. Er kam schnell immer weiter zurük, und am Ende blieb ihm nichts mehr als sein täglicher Verdienst.

Idunna sah es und wurde nicht klüger. Sie borgte; aber die Rechnungen konnten nicht mehr bezahlt werden. Der arme Vater wurde von den Gläubigern bestürmt, die ihm seine kleine Besoldung zurük halten ließen und ihn auf solche Art zwangen, sich auf das kümmerlichste zu behelfen. Gram über seine hofnungslose Lage brachte ihn vor der Zeit ins Grab.

Jezt griffen die Gläubiger zu und nahmen seinen Töchtern vollends alles weg, was sie noch besaßen.

In der ganzen Stadt war bekannt, daß Eitelkeit und thörichte Modesucht sie so weit gebracht hatte. Sie waren daher das allgemeine Gespräch, und niemand beklagte sie, selbst diejenigen nicht, die eben so thöricht handelten.

Idunna war schön und geistreich; aber kein Freier fand sich für sie; keiner hielt sich für reich genug ihren Kleiderstaat zu bestreiten. So verging ein Jahr nach dem andern, sie wurde alt, blieb sizen und mußte sich, um dem Mangel zu entgehen, mit ihren Schwestern bequemen, in die Dienste einer Herrschaft zu treten, bei welcher sie als alte Jungfer starb.

Ihr lezter und quälendster Gedanke auf dem Sterbebette war ihr redlicher Vater, den sie durch ihre unbesonnene Modesucht um Glük und Leben gebracht hatte.

41.

Das Gespenst.

Wenn du diesen Abend einen Spaß mit ansehen willst, so komme zu mir, sprach Kilian zu Paul; es wohnen in meiner Nachbarschaft] ein paar junge Mädchen, die sich ganz entsezlich vor Geistern fürchten, diesen will ich keinen kleinen Schreken einjagen. Ich habe ein Gespenst so natürlich, so ganz natürlich vorstellen lernen, daß man wirklich einen Todten im Leichentuch vor sich zu sehen glaubt. Frage mich nicht, wie ich es mache; komme nur und du wirst dich selbst vor mir entsezen.

Paul versprach zu kommen.

Abends traf er seinen Freund emsig beschäftiget, einen Nudeltaig auszuwirken. Was machst du denn hier, fragte er ihn? — Gleich wirst du es sehen, war die Antwort.

So bald der Nudelplaz dünne genug war, schlug Kilian ihn über das Gesicht, klebte ihn an, riß an dem Ort wo Augen, Nase und Mund waren, Löcher hinein, damit er sehen, athmen und reden konnte, brachte vor dem Spiegel vollends al-

les in Ordnung und kehrte sich nun gegen seinen Freund um, der wirklich ganz vor ihm erschrak, und ihn nie erkannt haben würde, wenn er seiner Verlarvung nicht zugesehen hätte.

Jezt nahm er das Betttuch aus dem Bett, schlug es um sich, sezte seine Nachtmüze auf und winkte Paul, ihm zu folgen.

Der Weg nach dem Haus, wo die Mädchen wohnten, war nicht weit; indessen machte das Gespenst doch in der Abenddämmerung großes Aufsehen. Furchtsame Mägde und Kinder sprangen ihm aus dem Weg, verstekten sich, und erzählten zitternd und bebend weiter was sie gesehen hatten. Zwar wurden sie von allen verständigen Personen ausgelacht; aber sie wollten darauf leben und sterben, daß sie einem Geist auf der Straße begegnet wären, und zeigten das Haus, in das er gegangen war.

So sammelte sich in einem Augenblik eine große Volksmenge in der Straße, und mit bedenklicher Mine erzählte einer dem andern, was er gehört hatte.

Kilian schlich indessen in seiner Verkleidung die Treppe hinauf und pochte langsam und feierlich an die Thür der Mädchen, die er erschreken wollte. Sie riefen Herein, und mit Entsezen sahen sie die Thür weit auffliegen, einen Todten im Leichentuch

herein treten und unverständig wimmernd auf sie zugehen. Mit einem lauten Schrei sanken beide gegen einander hin, und fielen ohnmächtig zur Erde.

Kilian glaubte anfangs, es sei so ernstlich nicht gemeint; er rüttelte an ihnen und wollte sich zu erkennen geben; allein er fand kein Lebenszeichen mehr.

Jezt wurde ihm bange, er möchte den Scherz zu weit getrieben haben. Er ließ sie liegen, bat Paul, der ihn begleitet hatte, ihnen beizustehen und suchte sich aus dem Staub zu machen. — Mit Schreken erblikte er vor dem Haus das zusammen gelaufene Volk; kaum aber sahen sie die Gestalt, so stäubte der ganze Haufen aus einander. Er benüzte diesen Umstand, und suchte, so schnell ihn seine Füße trugen, nach Haus zu entkommen. Aber die Flucht des Gespenstes machte den Gassenjungen wieder Muth, sie verfolgten es mit Steinen und mit einem großen Geschrei. Zum Unglük war das Haus seiner Aeltern schon geschlossen. Ehe man ihm öffnen konnte, trafen ihn einige Steine so gewaltig an den Kopf, daß ihm das Blut über das Gesicht träufelte.

Jezt sah er noch fürchterlicher aus als vorher. Die Magd, die ihm mit einem Licht entgegen gekommen war, lief schreiend zurük, als sie ihn erblikte;

nicht viel weniger erschrak an ihm seine Mutter. Indessen warf er das Betttuch ab, und nun erst erkannte sie ihren Sohn.

Er erhielt über seine unverständige Mummerei die verdienten Vorwürfe. Noch viel bleibenderen Eindruk auf seine Seele machten aber seine Wunden und das ohnmächtige Hinsinken der erschrokenen Mädchen. Es hatte auf ihren schwachen Geist diese Erscheinung eine so heftige Wirkung gemacht, daß sie beide in ein hiziges Fieber verfielen, wodurch ihr Leben in Gefahr gerieth.

Erst nach vier Wochen erholten sie sich wieder, und Kilians Vater hielt es für billig, daß aus der Sparbüchse seines Sohns die Kurkosten bezahlt würden.

So theuer kommt oft der Spaß mit einer solchen Vermummung zu stehen!

Jugendschriften,

die bei den Verleger dieses zu haben sind:

Erzählungen für das erste Kindesalter, mit vielen Kupfern von Schellenberg, 1 fl. 15 kr. illum. 1 fl. 30 kr.
Völker-Gallerie für Kinder, in unterhaltenden Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen fremder Nationen, mit illum. Kupfern, 1 fl. 15 kr.
Schilderung der vornehmsten Völker aller Welttheile oder Abenderzählungen eines Vaters von den Sitten und Gebräuchen fremder Nationen, mit 24 kolorirten Abbildungen 2 fl.
Bilder- und Lesebuch für Kinder, über verschiedene gemeinnützige Gegenstände, naturhist. Inh. m. ill. K. 1 fl. 30 kr.
Das goldne Buch für Kinder, welch gute und gesittete Menschen werden wollen, 1 fl. 15 kr.
Julius merkwürdige Abentheuer auf seinen Reisen in fremde Welttheile, zur Beförderung der Länder und Völkerkunde unter der Jugend, mit Kupf. 1813. 1 fl. 12 kr.
Denkmale der Freundschaft für Stammbücher und moralische Lehren für junge Personen. 3te Aufl. 36 kr.
Abc- Bilder- und Lesebuch mit deutschen latein. und geschriebenen Buchstaben u. 25 ill. Kupf. geb. 48 kr.
Französisches Abc- Buchstabir- und Lesebuch, zur richtigen Aussprache des Französischen, m. ill. Kupf. 48 kr.
Abctafeln mit Bildern von Schellenberg, zum ersten Unterricht für Kinder, vom Prof. Stoy, 36 kr. ill. 48 kr.
Naturhistorisches Abc- Buchstabir- und Lesebuch für Kinder, nebst einer Anweisung zum Lesen, Schreiben und Rechnen, mit 25 ill. Kupf. 2te Aufl. geb. 1 fl.
Bibel für Kinder, auserlesene Sprüche Alt- und Neuen Testaments, mit vielen Tabellen, v. Prof. Stoy. 24 kr.
Historisches Fragespiel über die vorzüglichsten Ereignisse in unserm deutschen Vaterlands bis auf unsere Zeit, 1 fl.
Fabri, Abriß der natürlichen Erdkunde, 2 fl.
Müllers, J. W. praktische Anweisung zur allgebraischen und combinatorischen Rechnung, 1 fl. 30 kr.
— praktische Anweisung zur richtigen Berechnung des cubischen Inhalts der Baumstämme, zur Forstgeometrie und Decimalrechnung, 8. 1 fl. 15 kr.
Winterzeitvertreib. in Anekdoten meistens lustigen Inhalts, 8. 1tes und 2tes Bändchen, 1 fl. 30 kr.
Bischofs, M. C. A. L. allgemeine Welt- und Staatengeschichte, zum Privatunterricht der Jugend, 45 kr.

Jugendschriften,

die bei den Verleger dieses zu haben sind:

Erzählungen für das erste Kindesalter, mit vielen Kupfern von Schellenberg, 1 fl. 15 kr. illum. 1 fl. 30 kr.

Völker-Gallerie für Kinder, in unterhaltenden Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen fremder Nationen, mit illum. Kupfern, 1 fl. 15 kr.

Schilderung der vornehmsten Völker aller Welttheile oder Abenderzählungen eines Vaters von den Sitten und Gebräuchen fremder Nationen, mit 24 kolorirten Abbildungen 2 fl.

Bilder- und Lesebuch für Kinder, über verschiedene gemeinnützige Gegenstände, naturhist. Inh. m. ill. K. 1 fl. 30 kr.

Das goldne Buch für Kinder, welch gute und gesittete Menschen werden wollen, 1 fl. 15 kr.

Julius merkwürdige Abentheuer auf seinen Reisen in fremde Welttheile, zur Beförderung der Länder und Völkerkunde unter der Jugend, mit Kupf. 1813. 1 fl. 12 kr.

Denkmale der Freundschaft für Stammbücher und moralische Lehren für junge Personen, 3te Aufl. 36 kr.

Abc- Bilder- und Lesebuch mit deutschen latein. und geschriebenen Buchstaben u. 25 ill. Kupf. geb. 48 kr.

Französisches Abc- Buchstabir- und Lesebuch, zur richtigen Aussprache des Französischen, m. ill. Kupf. 48 kr.

Abctafeln mit Bildern von Schellenberg, zum ersten Unterricht für Kinder, vom Prof. Stoy, 36 kr. ill. 48 kr.

Naturhistorisches Abc- Buchstabir- und Lesebuch für Kinder, nebst einer Anweisung zum Lesen, Schreiben und Rechnen, mit 25 ill. Kupf. 2te Aufl. geb. 1 fl.

Bibel für Kinder, auserlesene Sprüche Alt- und Neuen Testaments, mit vielen Tabellen, v. Prof. Stoy. 24 kr.

Historisches Fragespiel über die vorzüglichsten Ereignisse in unserm deutschen Vaterlands bis auf unsere Zeit, 1 fl.

Fabri, Abriß der natürlichen Erdkunde, 2 fl.

Müllers, J. W. praktische Anweisung zur allgebraischen und combinatorischen Rechnung, 1 fl. 30 kr.

— praktische Anweisung zur richtigen Berechnung des cubischen Inhalts der Baumstämme, zur Forstgeometrie und Decimalrechnung, 8. 1 fl. 15 kr.

Winterzeitvertreib in Anekdoten meistens lustigen Inhalts, 8. 1tes und 2tes Bändchen, 1 fl. 30 kr.

Bischofs, M. C. A. L. allgemeine Welt- und Staatengeschichte, zum Privatunterricht der Jugend, 45 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moralische Erzählungen zur Unterhaltung und sittlichen Bildung der Jugend

Bd.: 1

Nürnberg 1814

Paed.pr. 951-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759657-5